

Die Garterlaube

Stadt
Bücherei
Elbing

Nr. 42
20. Oktober

10 Cents U.S.A.
60 Groschen

z. B.
H. 40 Pf. zuzügl.
n. Zustellgebühr



ine
ngäste
ime. E. Hase

Vom Ohr zum Herzen

Life-Lotte. Sie sind seit einem Jahr verheiratet und Mutter eines kleinen Mädchens. Obwohl Sie Ihren Mann lieben und auch überzeugt sind, daß er Sie aus Liebe geheiratet hat, fühlen Sie sich unglücklich, weil er die meisten Abende der Woche mit andern Männern in Lokalen verbringt, ohne daß Sie als Dame an diesen Geselligkeiten teilnehmen können.

Ihre schmerzliche Enttäuschung ist voll verständlich, und es wird mir doppelt schwer, Ihnen zu bestätigen, daß auch ich nach Ihrer Schilderung den Eindruck habe, daß eine Aenderung augenblicklich nicht in Ihrer Macht liegt. Dennoch wäre es voreilig und unrecht von Ihnen, schon jetzt an Scheidung zu denken. Sie werden mir erwidern, daß ich in meinen Antworten immer und immer wieder zur Geduld mahne, zur Güte und Nachsicht; es ist nun einmal so, daß diese drei Dinge einen wesentlichen Teil fraulicher Liebe ausmachen, daß sie zu ihren ersten Pflichten gehören, damit aber auch zur Quelle werden, aus der liebende Frauen immer wieder neue Kräfte schöpfen. Vielleicht sind wir alle viel zu sehr davon überzeugt, daß wir ein unumstößliches Recht auf „Glück“ haben; wir messen die Geschehnisse immer danach, was sie uns zu bringen haben, und wenn das Schicksal uns dann nicht Wort hält, stehen wir kleinmütig und anklagend vor seiner Härte. Solange wir aber das Glück nur in der Erfüllung eigener Wünsche sehen, sind wir immer dem Schiffbruch nahe. — Ich will mit alledem nicht etwa sagen, daß Sie in dumpfer Resignation die Hände in den Schoß legen sollen und warten. Aus Resignation ist noch nie etwas Großes geworden. Versuchen Sie, Ihr eigenes Dasein mit soviel lebendigem Tun zu erfüllen, wie Sie nur irgend können, auch die Abende, an denen Ihr Mann Sie allein läßt. Gehen Sie Ihren Fähigkeiten liebevoll nach, schaffen Sie sich Aufgaben, an denen Ihre Kräfte wachsen können, versuchen Sie über den kleinen Kreis der Familie hinauszusehen, an den Fragen teilzunehmen, die heute unser ganzes Volk berühren und erschüttern. — Bedenken Sie auch eins: in jedem Manne steckt ein Teil „Peer Gynt“, je näher eine Frau der Solweig kommt, je eher wird er sein Raifertum bei ihr finden.

Eine Freundin. Sie sind seit vielen Jahren in einem Büro als Sekretärin tätig und haben eine jüngere Kollegin unter Ihrer Leitung, für die Sie herzliche Zuneigung empfinden. Dieses neunzehnjährige Mädchen steht vor seiner Verlobung, und Sie machen sich ernste Sorgen, weil der erwählte Bräutigam keinen guten Einfluß auf das Mädchen hat.

Ich verstehe, daß Sie nicht gern mit der Freundin offen sprechen, aus Furcht mißverstanden zu werden oder gar den Vorwurf des Neides als Entgelt für einen ehrlich gemeinten Freundschaftsdienst zu erhalten. Es kommt aber doch sehr viel darauf an, wie man einem Menschen so etwas sagt. Ihr sehr klarer Bericht zeigt deutlich, daß jenes Mädchen seit seiner Bekanntschaft mit dem zukünftigen Bräutigam schwächer und untüchtiger, ja haltloser und oberflächlicher geworden ist. Hier ist aber ein Prüfstein für die Liebe, denn von ihr gilt vielleicht mehr als von allen andern Fragen das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Die wirkliche Liebe macht den Menschen stärker, weckt seine guten Triebe, sein Verantwortungsgefühl, das Bedürfnis nach geistiger und seelischer Entfaltung. Der Einfluß aber, den der Mann auf Ihre junge Freundin ausübt, zielt auf ganz andere Dinge. Er ist doppelt gefährlich, weil dieser Mann offenbar klug ist und sich geschickt die Sprache „von heute“ für seine Argumente nutzbar macht. Da ist es nicht nur Ihr Recht, sondern Ihre Pflicht, mit der Freundin offen zu reden, der keine Mutter mehr ratend zur Seite steht. Der Vorwurf des Neides aber darf Sie innerlich überhaupt nicht berühren, da Sie Ihr Herz frei davon wissen.

Ruth. Sie sind 21 Jahre alt, verheiratet und sehen Ihrer ersten Niederkunft entgegen. Von Natur aus ängstlich, fürchten Sie sich noch wie als Kind vor dem Gewitter. Als Sie nun kürzlich bei einem schweren Gewitter ängstlich und aufgeregter waren, hat Ihr Mann halb ärgerlich, halb spottend die Bemerkung gemacht: „Du bist ja noch viel zu dumm und schwach, um Mutter zu sein!“ Dieses unbedacht ausgesprochene und gewiß nicht so ernst gemeinte Wort hat sich in Ihrem Herzen festgesetzt, und seitdem quälen Sie sich mit der Angst, Ihrer Aufgabe nicht gewachsen zu sein.

Angeblicks Ihres Zustandes war es von Ihrem Mann ein Fehler, so zu sprechen. Aber trotzdem müssen Sie, gerade wenn es Ihnen Ernst ist mit Ihren Mutterpflichten, die Kraft haben, die Angst vor dem Versagen zu besiegen. Dazu gehört, daß Sie erst einmal Ihrer Gewitterfurcht ernsthaft zu Leibe gehen und sich deren Unvernunft klar-machen. Und für die Zukunft seien Sie getrost: Mutterschaft ist eine große Erzieherin. Ihre Kräfte werden von dem Augenblick an wachsen, wo das winzige neugeborene Geschöpf, so völlig hilflos und so ganz auf Sie angewiesen, in Ihren Armen liegen wird. Und wie noch das schwächste Tier mit allen körperlichen Kräften für sein Junges eintritt, so werden Sie als Mensch geistig und seelisch wachsen, einfach weil das kleine Wesen es so braucht, dem Sie das Leben gegeben haben.

Herttha W. Auf Ihren Brief kann ich hier nicht näher eingehen. Ihre Frage gehört vor einen Arzt, und ich rate Ihnen dringend, nicht länger damit zu zögern.

Es lösen die fesseln von Depression, Müdigkeit u. Überbürdung die echten **Kola Dallmann**

45 Jahre unübertroffen!

PREIS 90 Pf. PREIS 90 Pf.

»Trübt, wer die den bescheidenen, leistungsfähigen Helfer nicht in seine Dienste stellt.« Aus einer Zuschrift

Billige Briefmarken
zur Auswahl sendet
Hugo Siegert, gegründet 1893
Altona / Elbe, Alsenplatz 6.

Calotherm
automatisch arbeitender elektrischer Warmwasser-Apparat.

Unentbehrlich f. jed. Haushalt; sehr bill.

Calotherm
G. m. b. H.
Berlin W 35
Margaretenstr. 1.

Wer Taschen- oder Armbanduhr ganz billig kaufen will, verlange Preisliste gratis von

Uhren - Klose,
Berlin 29 (46)



Schnarcht Ihr Herr Gemahl?

Wenn nichts hilft, dann machen Sie einen Versuch mit dem seit 30 Jahren bewährten „Soziodol“-Schnupfen-Pulver. Es gibt nichts Besseres.

Preis: RM. 0,45 u. RM. 0,68. Nur echt mit Aufdruck H. Trommsdorff Chem. Fabrik Wachen. Auf.: „Soziodol“-Zinc. 3,5 T., Menth. u. Milch.

Bei chron. Verstopfung und Fettleibigkeit

wirken seit 50 Jahren glänzend Bockberg's

Kissinger Pillen und Entfettungs-Tabletten

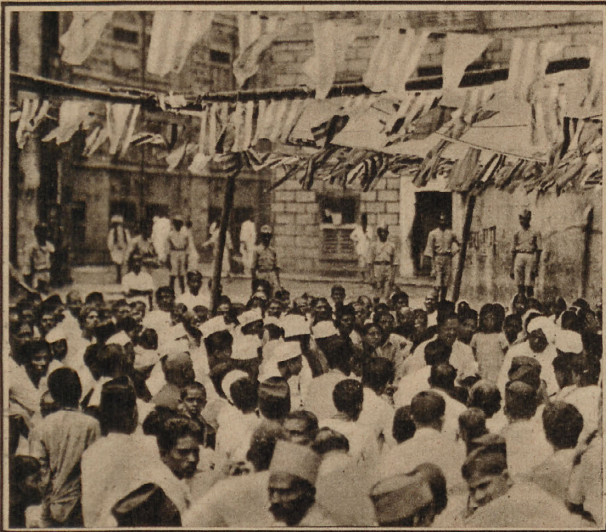
Der Stellenvermittler

der „Gartenlaube“

wird an stellungsuchende Hausangestellte **kostenlos** versandt.

Verlangen Sie im Bedarfsfalle Zusendung von der Anzeigen-Abteilung der „Gartenlaube“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35. — Für Portoauslagen sind 20 Pf. (in Briefmarken) einzusenden. — Die Zusendung des „Stellenvermittlers“ erfolgt für die Dauer von 5 Wochen.

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Eherl-Kittalen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Beleggeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Bezugskreis darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gepaltene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Eherl G. m. b. H. Hauptgeschäftsleitung: Heinz Meisinger in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Wöhr, Wien, Donaustraße 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniat, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Geschäftsleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Geschäftsleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Eherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Eherl G. m. b. H., Berlin.



Vor Gandhis Gefängnis in Bombay

beten seine Anhänger, daß er den Hungerstreik ohne Schaden an seiner Gesundheit beenden möge. Der Hungerstreik hatte den Erfolg, daß die uneinigen indischen Volksgenossen sich zusammenschlossen



Kanzlerbesuch in München

Reichskanzler von Papen startete der bayerischen Regierung einen Besuch ab, der über einen bloßen Höflichkeitsakt hinaus den Zweck hatte, in gemeinsamen Besprechungen eine Neugestaltung der Reichsverfassung anzubahnen. — Der Reichskanzler wurde von dem bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Held am Münchener Hauptbahnhof abgeholt



Zum neuen Rektor der Berliner Universität wurde der Direktor des Kriminalistischen Instituts, Professor Dr. Eduard Kohlrausch, gewählt. Kohlrausch ist vor allem mit Arbeiten aus dem Gebiete des Strafrechts hervorgetreten

Aufn. Scherl

Links:

Ein alter Zopf in England

Vom Lord-Kanzler angeführt, begibt sich der Zug der Richter und Ratsmitglieder zur Eröffnung der Gerichtshöfe vom Herrenhaus zur Westminster-Abtei

Hornussen

Ausländer, welche in der Schweiz reisen, sehen manchmal vom Fenster des Zuges aus ein ihnen seltsam, vielleicht sogar lächerlich dünkendes Schauspiel. Auf einer großen Wiese oder einem langgestreckten Feld steht eine Anzahl Männer hintereinander, jeder trägt ein hölzernes Schild mit einem Handgriff, plötzlich kommt Bewegung in die Leute, sie gucken lebhaft in den blauen oder grauen Himmel hinauf, und einzelne werfen die Holzschilder senkrecht nach oben. Dazu wird erregt irgend etwas geschrien, was der Reisende wegen des Eisenbahngepolters nicht hört und, wenn er es hören könnte, nicht verstehen würde, da es in dem für Ausländer kaum erlernbaren Schwyzerdütsch gehalten ist. Die Männer auf der Wiese machen demjenigen, der das Schauspiel vom vorbeifahrenden Eisenbahnzug aus sieht, zweifellos den Eindruck von geistesgestörten oder kindisch gewordenen Leuten, die da zu ihrem Privatvergnügen Holzbretter in die Luft schmeißen. Der Zug rattert weiter, der Reisende schüttelt den Kopf und denkt: Die Schweizer sind doch sonderbare Leute.



In lustigem Zug geht's auf den Spielplatz. Jeder Hornusser trägt selber sein Gerät – Schindel und Schlegel



Die einzelnen Mannschaften sammeln sich zum Spielen



Der „Hornuß“ wird von einem eisernen Gestell mit einem schiffkolbenähnlichen Schlegel abgeschlagen ...

... und mit den in die Luft geschleuderten Schindeln abgefangen, eine Übung, die viel Körperkraft, Gewandtheit und auch Mut erfordert

In Wahrheit aber hat der Reisende den Bruchteil eines uralten Volksspiels gesehen, das auch ihm, dem Kinde eines anderen Landes, interessant, gesund und anregend vorkommen würde, wenn er es entweder selbst mitmachte oder ihm als Zuschauer bewohnte. Er hat die Hornusser gerade in dem Augenblick beobachtet, da der Hornuß durch die Luft sauste und die Spieler versuchten, ihn durch die Bretterschilde, Schindeln genannt, auf seinem Fluge abzufangen. Der Hornuß ist eine kleine Holzscheibe, die auf ein Gestell, den Hornußbock, gelegt und nun mit einem langen, biegsamen Stock, an dessen Ende eine, „Träf“ genannte, Verdickung ist, derart geschlagen wird, daß der Hornuß in weitem Bogen durch die Luft fliegt. Dabei gibt die Holzscheibe einen surrenden, summanden Ton von sich, der an das Schwirren der schlingenden Hornissen erinnert – und von diesem Vergleich kommt der Name für das ganze Spiel und die Spieler. Diese stehen hintereinander auf dem langen Feld, das Ries genannt wird, und haben die Aufgabe, mit ihren Holzbrettern den schwirrenden Hornuß abzufangen, was man „abtun“ nennt.

Das Spiel ist wohl einzigartig und hat in anderen Ländern kaum seinesgleichen. Es ist kein Spiel, das irgendwie mit der Mode zu tun hat, kein Spiel, das an den Begriff Sport herankommt, und bei den Olympiaden wird man das Hornussen vergeblich suchen. Es ist ein Spiel des Landvolkes und hat seinen Ausgang wohl vom Kanton Bern, besonders vom Emmental, genommen. Zumindest wird diese eigentümliche, aber zweifellos gesunde und anregende Sonntagsunterhaltung der Bauern zum erstenmal in den Annalen des Kantons Bern erwähnt, und zwar in Verbindung mit einem Unglücksfall. Ganz gefahrlos ist das Spiel nämlich nicht. Der Flug des Hornuß vollzieht sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und Kraft, und wer von dem winzigen Ding, das wie eine Gewehrflugel daherkommt, an einer heißen Stelle, etwa der Schläfe, getroffen würde, der könnte mit einer ersten Verletzung rechnen.

Aber dadurch wird die Freude des schweizerischen Landvolkes an seinem urwüchsigen und schönen Nationalspiel keineswegs getrübt. Das Hornussen wird von jung und alt betrieben und hat sich bei manchen, Schlägern wie Auffängern, zu einer mit allen Feinheiten ausgeführten Kunst entwickelt. Die Freude des Schweizer an einfachen, aus dem Empfinden und Verlangen des Volkes hervorgehenden Festen macht auch aus den alljährlich stattfindenden großen Hornusserwettkämpfen bewegte und fröhliche Veranstaltungen, Freudentage des Landmannes inmitten seiner harten Arbeit. Über dem wimpelbunten Festplatz schwebt ein wenig von der Stimmung, die Gottfried Keller empfand, da er ein Schweizer Volksfest schilderte: „Drei Ellen guter Bannerseide, ein Häuflein Volkes ehrenwert ...“

Dr. Gustav Renker



Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Rekl in Leipzig

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

6. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Rekl's Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Diesen Tanz mußte ein Mensch komponiert haben, der diese Frau bis ins Innerste erkannt hatte, der auf ihren Nerven und Sinnen wie auf einem Instrument zu spielen wußte. Jetzt war sie ganz die spanische Zigeunerin, die sie einstmals gewesen, jetzt wissende Frau, zügellose Geliebte — und jetzt bändigte diese unheimliche Macht all das zu fast antiker Größe: Jetzt war nur Körper, nur Mensch. Und erst, als die Erstarrung wieder einsetzte, ließen die Töne die Frau langsam los. Die Rhythmen liefen hin und her, glitten übers Wasser, verloren sich in den Falten des Gewölbes, wurden zu unterirdischem Klingen.

Es hätte wohl kaum jemand zu sagen gewußt, wann der Tanz zu Ende gewesen war. Das Licht war aus; der See lag wieder im Dunkel. Bis eine Strahlengarbe von unten die Stimmung jäh zerriß — bis der Beifall losbrach und die Clotero sich lachend verbeugte.

Der Conde stand schon wieder neben Rena. „Hat Ihnen die Clotero gefallen?“

„Ich finde das alles begeisternd!“ Zum ersten Male sprach sie so zu ihm, wie sie wirklich fühlte. „Wissen Sie, wie mir ist, Don Joaquin? Wie einem Menschen, der in einem Buch eine sehr schöne Stelle liest und dann ganz heimlich zu sich sagt: Das möchte ich einmal in Wirklichkeit erleben! Und er weiß auch, daß er es nicht erleben wird, weil es dazu etwas viel zu Besonderes ist. Zuerst — das muß ich Ihnen auch sagen — da hab' ich mich nicht so leicht fangen lassen. Man muß wohl immer erst eine Hemmung überwinden bei etwas Außerordentlichem.“ Sie merkte, daß er sie nicht verstand. „Wissen Sie nicht, was eine Hemmung ist?“

„Wenn unsere Frauen Bedenken haben, gehen sie zu den Patres“, sagte er gleichmütig. „Aber warum wollen Sie sich Ihren hübschen Kopf mit so schwierigen Dingen belasten? Ich habe Badeanzüge bringen lassen. Wenn Sie das also immer noch wollen —?“

„Ich glaube, es geht nicht, Don Joaquin.“

„Es geht! Lady Florence wird auch schwimmen. Und Mrs. Gladstone bestimmt! Sie soll eine sehr gute Schwimmerin sein. Und die schwedische Gräfin hat sich bereits in die improvisierte Kabine zurückgezogen.“

„Eine Kabine?“

Er lachte. „Dort, hinter dem Felsen! Sie werden da alles finden, was Sie brauchen.“ —

Renate hat einen Badeanzug für sich gefunden: ein schwarzes Trikot mit weißer Einfassung oben am Hals und an den Schenkeln. Auch der Lädgürtel ist weiß. Stünde sie jetzt in der Sonne, dann stächen ihre gebräunten Arme wundervoll ab; und das blonde Haar würde noch blonder wirken.

Nicht weit von ihr unterhalten sich die beiden Engländerinnen. Die kommen nicht so ganz zurecht mit dem, was die Mädchen in Puerto Cristo gefunden haben; die spanischen Damen sind fülliger. Mrs. Gladstone weiß nicht, ob sie's in dem hellblauen Anzug wagen soll. Und Lady Florence bleibt kühl überlegen; ihre ruhige Sicherheit wirkt abkühlend. Aber Mrs. Gladstone scheint das nicht zu merken; sie hat sich fest vorgenommen, alles zu tun, was die Lady auch tut, und sie beschwagt sich innerlich selber.

Rena mag das Geplapper nicht hören und geht weiter nach links. Man muß sehr genau acht geben: Der Boden ist uneben; überall wachsen die Tropfsteinspizzen aus der Erde. Und nicht überall ist man vor neugierigen Blicken sicher. Die Äthyllenlampe, die die provisorische Toilette beleuchtet, brennt unruhig; man muß daran schrauben. Das gibt zuerst einmal eine Stickschmelze; dann ist alles, wie es war.

Jetzt hört man andere Stimmen. Ein überrasch gesprochenes Französisch: „Meinen Strumpf, Germaine! Nein, den nicht — den andern! Ich will nicht in demselben Kleid bleiben!“

„Sie hatten Erfolg, Madame“, schmeichelt die Zofe.

„Hatte ich den? Der Italiener ist ein süßer Junge. Hast du seine Augen gesehen, Germaine? Sie sind tiefdunkel und sehen immer traurig aus. Und dabei ist er so jung — so sehr jung!“

Die Jose sagt nichts; sie weiß, daß man nicht auf alles antworten darf.

„Vielleicht nehme ich ihn mit nach Amerika, als Kapellmeister — oder als etwas anderes. Weißt du nicht einen Posten für ihn bei mir?“

„Mister Miller, Ihr Manager, wird es nicht gern sehen . . .“

Concha bleibt bei ihrem Willen. „Ich telegraphiere morgen an Miller. Und heute —“ Sie unterbricht sich. „Wo ist Don Joaquin?“

„Er war unter den Zuschauern.“

„Er war —“ Die Stimme wird ganz leise. Verstehe Rena die fremde Sprache nicht wie ihre eigene, würden die Worte wohl an ihrem Ohr vorbeigehen. „Er hat neben der Deutschen gestanden.“

Germaine lacht hell auf. „Madame —!“ Dann: „Es gibt keinen Vergleich zwischen Madame und dem Fräulein.“ Das Wort „Fräulein“ sagt sie auf deutsch, und sie kann es so komisch sagen, daß die Plotero auch lachen muß.

„Hast du den blonden Bären gesehen, der mit ihr ankam? Sie sind so leicht zu lenken, diese Deutschen . . . Weißt du noch: in Berlin?“

Auch das weiß Germaine: Der Dicke mit den Genießerlippen, der Regisseur . . . Sie sind in Nebendingen leicht zu lenken, aber schwer in Geschäften.

Rena ärgert sich. Die Tänzerin soll nicht über den Direktor sprechen; der ist ihr zu gut dazu. Um zu zeigen, daß sie in der Nähe ist, hustet sie.

„Hein?“

Dann ist es still. Dafür stehen die Engländerinnen jetzt am Wasser und überlegen.

Rena überlegt nicht. Sie ist fertig; sie braucht keinen Spiegel, um zu wissen, daß sie gut aussieht. Mit federn den Schritten geht sie über den Steinboden, den Mantel nachlässig über dem Arm. Jetzt steht sie am See.

Lady Florence mustert sie. „Eine Wette, Miß Adriani: Bis an den letzten Pfeiler —?“

„Ja.“

Wie zwei Pfeile fliegen die schlanken Körper nebeneinander in der klaren Flut. Die Köpfe sind fast unter dem Wasser; auf dem Haar liegt die Kappe, wie ein Helm. Rena fühlt, daß die Gegnerin ihr keinen Zoll ablassen will, daß sie sich anstrengen muß. Das freut sie. Gleichzeitig sind sie drüben.

„Und zurück!“

Warum nicht? Jetzt hat sie erst das richtige Tempo. Bis in die Mitte des Sees bleibt die Engländerin neben ihr; dann fällt sie ab, um eine Kopflänge vielleicht. Aber das nimmt sie nicht übel; das ist Sport.

„Zum Floß!“

Da hat vorher die Plotero getanzt, und da werden sie jetzt sitzen und miteinander reden. Sie sind sich jetzt viel nähergekommen in den wenigen Minuten . . . Sie stützen sich kräftig auf und sitzen.

„Dach!“ Florence lacht.

Und Rena lacht auch.

Florence streckt ihr die Hand hin. „Gute Schule, Miß Adriani! Sie sollten mit mir am Mediterraneo trainieren!“

„Das geht nicht.“

„Oh, ich schicke Ihnen meinen Wagen! Er wird Sie abholen und auch wieder zurückbringen.“

„Ich kann Doña Carlota nicht so viel allein lassen.“

Florence zeigt die Zähne. „Und den blonden Deutschen nicht?“

Sie sind gleich jung und gleich elastisch. Sie freuen sich über jedes Wort, das sie sagen. Sie freuen sich über ihre Muskeln und über ihre Nerven.

„Wie heißen Sie?“ fragt Lady Florence.

„Rena.“

„Ich werde ‚Rena‘ zu Ihnen sagen und Sie zu mir ‚Florence‘. Wollen wir springen, Rena?“

„Ja!“

Nun stehen sie dicht nebeneinander. Drüben am Ufer hat sich die Gesellschaft gesammelt und sieht ihnen zu. Der See liegt im Dämmer, aber jetzt schießt der Lichtstrahl wieder auf, der die Plotero vorhin herausgehoben hat. Die drüben klatschen.

Florence sieht Rena an und Rena Florence. Es ist ganz natürlich so. Sie baden in dem Licht; sie straffen sich. Sie wissen, daß sie schön sind, daß jede Linie ihres Körpers makellos ist.

Florence hebt sich in den Zehen. „Jetzt —!“

Die Gelenke federn; die Körper schnellen im Bogen nach vorn, wie die Leiber spielender Delfine. Fast lautlos schießen sie ins Wasser, gleiten mit vorgestreckten Armen, mit geschlossenen Beinen. Die Strecke ist ja nicht groß; kein Schlag ist mehr nötig bis zum Ufer. Und da sind die Menschen . . .

„Ich will nicht mehr“, sagt Lady Florence. „Es ist gut.“ Noch ein Kopfnicken, das die Gemeinsamkeit betont; dann ist sie fort.

Rena nimmt langsam ihren Mantel und geht nachdenklich davon. Sie fühlt einen andern Blick auf ihrer bloßen Haut brennen, einen sehr bösen Blick. Das ist die Plotero, die ihren Triumph nicht teilen mag. Sie fühlt auch die heißen Augen Villalongas, die ihr das dünne Trikot zu zerreißen scheinen. Sie sucht Heinold. Aber der ist fort, im Gespräch mit der Schwedin, die ihr Badecape wie ein Gesellschaftskleid trägt. Sie hat wunderschöne weiße, volle Schultern, diese Schwedin.

Als Rena wieder angezogen ist, hört sie Schritte.

„Doña Rena!“ Joaquin Villalonga steht sich neben sie auf den Stein und sieht sie an. „Ich habe nicht gewußt, daß Sie so schön sind . . .“

In ihr ist noch die Frische des Wassers und die Kameradschaft der Engländerin. Seine schwüle Art bedrängt sie. „Lassen Sie das doch, Conde!“

„Dieses Fest, Rena, war nur für Sie; der ganze Tag gehört Ihnen. Das wußten Sie; eine Frau spürt so etwas. Und jetzt will ich in Ihren Augen lesen, daß es recht war.“

„Es war unrecht, Conde!“ Sie hat gern an ihn gedacht, als er nicht da war. Und in den ersten Tagen. Heute —? Heute ist das alles ganz anders. Er sagt immer daselbe, und es erscheint ihr banal. Er hat es zu vielen Frauen schon vor ihr gesagt — und sie wird nicht die Letzte sein. Dazu kommt noch ein anderes: Man kann nicht Dummheiten schwagen, wenn man Besseres kennt. „Dieses Fest war nur für Sie . . .“ Ob Heinold das auch sagen würde? Darüber muß sie lachen.

Er will wissen, worüber sie sich freut. Nimmt es für sich. „Rena, in der Nähe von Mar y Sol ist ein alter Warteturm aus der Maurenzeit. Werden Sie morgen dort baden?“

„Nein.“

„Ich werde dort auf Sie warten . . .“

„Das ist zwecklos.“ Sie muß wieder lachen, denn jetzt sitzt für sie nicht mehr der spanische Conde da, sondern Leo Persenn, der gute Junge, der sie heiraten will. Aber dann plötzlich sieht sie etwas anderes. Der dort, der will sie nicht heiraten; er hat ja seine Frau. Nein, er stellt sie mit der Tänzerin auf eine Stufe — mit all den andern,

an die sie nicht denken mag. Sie wird ganz ruhig. „Wissen Sie eigentlich, was Sie von mir verlangen, Conde?“

Man kann ihn nicht aus der Fassung bringen. Er rückt näher. „Sie, Rena!“

Ganz klar überlegt sie, was sie jetzt tun soll. In Paris hat Heinold sie als eine Verwandte der Generalin ausgegeben. Weil man den Unterschied hier nicht kennt, deshalb. Wenn er weiß, daß sie in Wirklichkeit nur eine arme kleine Studentin ist, die hier ein paar Märchenmonate verbringt, die aber wieder in den Beruf und in den Alltag zurückmuß, dann wird er sie nicht mehr beachten. Das tut ihr weh, aber es wächst heroisch in ihr auf, und sie meint, es sich selber schuldig zu sein. „Ich bin nicht die Nichte der Generalin“, sagt sie und müht sich, es ganz selbstverständlich zu sagen.

Er denkt etwas anderes. „Sind Sie Heinolds Geliebte?“

Nun flammt es in ihr auf. „Ich habe Ihnen keinen Grund gegeben, mich zu beleidigen, Herr Graf! Ich bin Doña Carlotas Sekretärin.“

Das kümmert ihn wenig. Sie ist nicht Heinolds Geliebte — das ist genug. Und wenn sie auch nicht mit der Generalin verwandt ist — um so einfacher! Er will sie umarmen. „Rena —!“

„Ich will nicht!“

„Rena, wir sind keinem Menschen Rechenschaft schuldig. Sie können hier fortgehen, wann Sie wollen. Wir fahren nach Sevilla — oder, nein, nicht nach Sevilla; in ein kleines Nest in den Pyrenäen bringe ich Sie. Wir werden dort ganz allein sein . . .“

Ein helles Lachen unterbricht ihn und läßt ihn auffahren. Concha Mlotero steht vor ihnen und lacht, lacht. „Ich will Sie nicht stören, Joaquin . . . Sie sollen mich nur zu meinem Wagen begleiten; Ihre Höhlenluft gefällt mir nicht. Und Feste, die man einer anderen wegen arrangiert —“ jetzt wird ihre Stimme schrill und böse, — solche Feste haben keinen Reiz für mich . . . Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Erfolg, Mademoiselle!“

Auch Rena ist aufgestanden. Aber sie will sich nicht verteidigen. Das alles muß zu Ende sein, das fühlt sie, und irgendwie muß sie es wieder von sich abwaschen. „Gehen Sie, Conde!“

Noch einmal steht das Lachen im Raum, dasselbe Lachen, das den nüchternen Bahnhof in Berlin so fremdartig aufgeheißelt hatte. „Au revoir, Mademoiselle!“

Als sie fort ist, ist es mit Renas Fassung vorbei. Sie kann hier nicht bleiben; sie weiß kaum, daß sie die Lampe nimmt, daß sie über Felsbrocken steigt, in eine neue Halle voll grotesker Steinbilder. An eins von denen lehnt sie sich an. Und weint. Hemmungslos . . .

* * *

Heinold war mit der schwedischen Gräfin ins Gespräch gekommen, hatte kaum etwas von Renas Bad bemerkt, und war auch mit ihr, als man nun in kleinen, erleuchteten Räumen den See überquerte, zurückgefahren und die Stufen zum Ausgang hinaufgestiegen.

Oben wollten sich einige von den Gästen verabschieden, aber Joaquin Villalonga hob beschwörend die Hände. „Unmöglich, meine Herrschaften! Sie dürfen mich und Madame Mlotero jetzt nicht allein lassen! Die Wagen bringen uns nach Palma in den Klub zum Tanztée.“

Noch waren die meisten unten. Man war einverstanden und rief nach den Wagen.

Concha Mlotero gab dem Grafen einen Wink. „Lassen Sie keine Pause eintreten! Wir fahren au fortune du pot — paarweise, wie wir hier stehen.“ Und, als der spanische Offizier sich an sie herandrängen wollte: „Non, Monsieur! Je suis engagée à Monsieur le Conte . . . Vous savez?“ Heinold sah sich suchend um.

„Ihr kleiner Schützling ist in bester Gesellschaft, Herr Professor; Sie dürfen ihr die Freude nicht verderben. Fahren Sie!“

So breitete Pepe die Schutzdecke über Heinold und die Schwedin, und der Wagen zog an.

Die Mlotero trat dicht an Villalonga heran. „Ich warte auf dich . . .“

Deffen Augen suchten.

„Ah, la petite Allemande, mon ami? Hab' ich sehr gestört bei dem netten Tête-à-tête? Hübsch ausgedacht eigentlich — aber doch nicht klug genug . . .“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Ich dich um so besser — und ich hab' dich auch verstanden da unten . . . Du weißt nun, daß sie eine kleine Sekretärin ist, und hast einen kleinen Roman mit ihr vor.“

„Und du? Der Offizier — der Italiener?“

„Ah bah! Was soll das? Ich habe immer Menschen um mich gebraucht: Menschen, die mich anbeteten, die mich verehrten. Es ist die Atmosphäre, aus der heraus ich schaffen kann. Aber ich will nicht, daß man sich meine Nachfolgerinnen schon aussucht, solange ich noch da bin! Das war ungeschickt, mein Freund.“

Er blieb höflich, wie immer. „Du erkennst die Situation, Conchita.“

„Ich nicht — du! Und jetzt gib mir deinen Arm, bitte, und sei auf der Fahrt recht nett zu mir! Vielleicht vergesse ich das dumme Intermezzo dann bis Palma.“

Er zögerte noch immer. „Ich kann erst als letzter fahren; du mußt das begreifen.“

„Gar nichts begreife ich! Ich habe getanzt — ich bin angegriffen; du weißt, wie leicht ich meine Nervenschmerzen bekomme. Also — —“

„Und die deutsche Señorita?“

„Sie wird mit ihrer neuen englischen Freundin fahren oder mit dem Amerikaner oder — — Es gibt genug Wagen. — Germaine!“

„Madame?“

„Du fährst ins Hotel zurück und packst! Wir nehmen das Nachtschiff nach Barcelona. Besorg die Kabinen!“

Die Jose machte ein betroffenes Gesicht. „Schon, Madame?“

„Du wirst ein wenig rascher Abschied nehmen müssen! Wir sind lange genug hier gewesen.“

* * *

Rena hob den Kopf, weil die Lampe wieder flackerte. Es war wohl nun Zeit, zu der Gesellschaft zurückzukehren; ihr Fortbleiben mußte ja auffallen.

Sie suchte nach dem kleinen Taschenspiegel und musterte sich. Dumm und kindisch eigentlich, so zu heulen! Und nur, weil ein Mann die Grenzen nicht gewahrt hatte! Gut, daß sie die kleine Puderdose bei sich hatte! Gips Benndorf hatte sie ihr in einer huldvollen Anwandlung zum letzten Geburtstag geschenkt.

Der nasse Badeanzug lag noch da; sie wickelte ihn vorsorglich in das Cape ein und nahm ihn unter den Arm. Deutsche Gründlichkeit! dachte sie. Man kann nun einmal nicht aus seiner Haut heraus.

Die Lampe zischte und puffte. Also rasch — damit die nicht etwa ausging! Vorsichtig schritt sie den Weg zurück, den sie gekommen war. Weit konnte es ja nicht sein. Villalonga und die Tänzerin waren bestimmt schon wieder am See angekommen; und falls man fragen würde, wo sie gewesen sei, nun, dann redete sie sich mit ein paar Gemeinplätzen heraus.

Wenn die Lampe nur ein bißchen besser hätte brennen wollen! Da stieg man nun zwischen Felsen und Spitzen in der Dunkelheit herum, sah kaum fünf Meter weit und war nicht einmal sicher, ob dies auch der richtige Weg war.



Wie angeklebt an die
Steilküste liegt Schloß
Miramar



Frauen beim Wasser-
schöpfen
Aufnahmen Mieritz

Na, so schlimm war es nicht: Nach unten ging es bestimmt, und wenn man später ankam, nun, dann waren wenigstens die Spuren verwischt.

Aber merkwürdig war es doch, daß man nichts, aber auch gar nichts hören konnte . . . Vorhin, als die Musik spielte, hatte die ganze Höhle geklungen, und jetzt war es unheimlich still. Hier irgendwo mußte auch der Platz sein, an dem sie sich angezogen hatte und an dem der Conde —

Nun mußte sie Heinold natürlich auch erzählen, daß sie eingestanden habe, sie sei mit der Generalin nicht verwandt. Gleich nachher wollte sie das tun, und er mußte sie verstehen. Nein, das mit dem Conde ging ihn nichts an; das war ihre eigene Sache. Außerdem konnte man ja denken, sie sei eigentlich selber an allem schuld: Sie hatte sich nicht zurückhaltend genug betragen; die Baderei war überflüssig gewesen.

Dumm, daß sie sich den Weg nicht gemerkt hatte! Nun tappte man hier herum, und die Felsen sahen einer wie der andere aus. Wenn man sich hier verließ —?

Der Amerikaner hatte während des Essens gruselige Geschichten von Beuten erzählt, die hier herumgeirrt waren.

Es gäbe Seitenhöhlen, die noch kaum erforscht wären, und wenn man erst einmal in die falsche Richtung gekommen sei, wär' es sehr schwer, sich wieder zurückzufinden. Es war also besser, man suchte bald Anschluß an die Gesellschaft und verzichtete auf weitere Extratouren. Die Lampe würde außerdem auch nicht mehr lange reichen.

So schnell es Rena möglich war, kletterte sie weiter. Da unten war ein Durchgang — der war ihr vorhin gar nicht einmal aufgefallen. Aber dahinter fing bestimmt die große Höhle an; da konnte der See nicht mehr weit sein. Also rasch hindurch! Bauz —! Donnerwetter — die Decke war niedrig! Sie hatte sich böse an den Kopf gestoßen . . .

Man wurde wahrhaftig nervös in diesem infamen Labyrinth. Jetzt ging es auch noch steil herunter . . . Den Weg war sie vorher nicht gegangen, aber die Richtung mußte stimmen: Unten mußte ja der See sein!! Sie glitt aus und griff mit der rechten Hand nach einem der Tropfsteine, fühlte, wie er bröckelte, suchte nach einem Halt — ließ dabei die Lampe los — merkte es im gleichen Augenblick — wollte sie halten . . . Zu spät! Die kollerte den Abhang hinunter und verlosch.

Einen Augenblick saß Rena wie gelähmt. Es war so finster um sie, daß man die Dunkelheit meinte greifen zu können. Dabei war der Stein, auf dem sie saß, feucht und glitschig . . . Das Beste war wohl, zu rufen, so lächerlich es ihr auch vorkam.

„Hallo!“

Der Schall fing sich an den Wänden, verging.

Rena lauschte. Nein, keine Antwort . . . So sehr sie sich auch anstrengte — sie konnte keine Stimme vernehmen.

Also noch einmal diese Rutschpartie herunter! Vielleicht, wenn man Glück hatte, fand man dabei auch die Lampe wieder. Schöner Trost! Ohne Streichhölzer konnte man mit der auch nichts anfangen; und hier war man ja nicht

im Sportanzug, in dessen Tasche immer irgendwo ein Messer, ein Stück Bindfaden und eine Streichholzschachtel steckten. Hier war man im Teekleid . . . Lieber Himmel, wie würde das aussehen?

So — und jetzt los! Zuerst mit dem rechten Fuß tasten, dann behutsam das Gewicht verlegen — weiterrutschen. Ging ganz gut. Also weiter!

Sie versuchte, sich im Geiste den Weg vorzustellen, wie sie ihn im Licht der — nun leider verlorenen — Laterne gesehen hatte. Höchstens fünf Meter waren es gewesen, aber höllisch steil . . . Ob sie nicht lieber noch einmal rief? „Hallo!“

Nichts . . . Also wieder weiter! Nur vorsichtig — ganz vorsichtig: rechter Fuß, linker Fuß . . . Da — man konnte sich kaum halten — das hatte bestimmt einen Riß gegeben. Wenn schon! Die Jacken waren tückisch und scharf, und die leichten Schuhe waren nicht für Kletterpartien geeignet. Eine verfliegene Idee, die ganze Geschichte. Wenn —

Ein unbestimmtes Angstgefühl legte sich ihr wie ein Ring um die Brust. Wenn sie nun vorhin in eine Seitenhöhle geraten war? Wenn der Weg gar nicht zum See führte? Wenn sie immer weiter in den Berg hineinkroch?

Was hatte der Amerikaner vorhin bei Tisch erzählt? Daß Verirrte hier länger als zwanzig Stunden im Dunkel gefessen und gewartet hätten . . . Zwanzig Stunden? Das war fast ein ganzer Tag. Und er mußte schrecklich lang werden, wenn man nichts, aber auch gar nichts sah. Man

konnte die Hand vor den Augen hin und her bewegen und erkannte nicht einmal einen Schimmer. Und das waren damals zwei oder drei gewesen; man konnte wenigstens miteinander reden . . .

Sie horchte auf.

Nichts . . . Nur einzelne Tropfen, die auf Wasser auffielen. Wahrscheinlich war es da unter ihr in dem Loch, das sie nicht sehen konnte, feucht . . . Sie dachte an alpine Notsignale, formte aus den Händen einen Trichter.

„Hallo —! Hallo —! Hallo —!“

Pause . . . Horchen . . .

Noch einmal: „Hallo —! Hallo —!“

Nein, hier in der Nähe gab es keinen Menschen. Wahrscheinlich — sie wußte ja nicht einmal, wie lange sie vorhin gefessen hatte — wahrscheinlich waren die in einen andern Teil der Grotten gegangen. Oder —

Nein, das war unmöglich! Fort durften sie nicht sein. Fort waren sie nicht. Ganz bestimmt nicht! Ganz bestimmt nicht! Das sagte sie immer wieder zu sich selbst, und dabei zitterten ihre Lippen, denn sie glaubte nicht daran . . .

Was hatte doch die Tänzerin gesagt? „Sie sollen mich zu meinem Wagen begleiten; Ihre Höhlenluft gefällt mir nicht . . .“ Ihr gefiel sie auch nicht — schon lange nicht mehr. Aber wenn die fort waren, dann mußte Heinold sie ja oben vermissen? Ihr Platz in dem Wagen, den Pepe führte, war leer. Das mußte er merken. Und er würde umkehren, um nach ihr zu suchen . . . (Fortsetzung folgt)

Mallorca

oder: die Jagd nach der Idee

Von Hans Richter

Links: Blick von der Terrasse
eines Privatbesitzes Aufn. Richter



Die Sehnsucht nach Sonne ist in allen Zeiten groß in uns Deutschen gewesen, und sie ist mit einem schamhaft eingestandenem Gang zur Romantik unlöslich verbunden. Und diese beiden Dinge sind es, die immer wieder Entdecker aus uns machen. Da geschieht es, daß man einmal ein Buch in die Finger bekommt, „L'hiver en Mallorque“, einen Bericht der George Sand über ihre Gemeinsamkeit mit Chopin auf Mallorca. Und obgleich man weiß, daß ausgerechnet eine Regentropfensonate dort von Chopin komponiert wurde (sie entstand an einem Abend, als die Sand und ihre Kinder sich auf einem Ausflug verspätet hatten und Chopin sie erwartete und als der unheimliche Regen ihn, den empfindsamen Musiker, an den Rand der Verzweiflung brachte), obwohl man in dem Buche alle Nöte des



Aprikosenernte

Aufn. Mieritz

genialen Polen nachlesen kann, ist doch das Gefühl von Sonne größer, und der Entschluß reift. Wächst, als man im Baedeker nur ganze acht Seiten über diese glückliche Insel findet, und wird in einem Schlafwagen Berlin—Marseille zur Tat. Zu einer Jahreszeit, in der man für jeden Sonnenstrahl dankbar ist: im ersten Frühling.

In Marseille scheint schon die Sonne, dafür hat es der Golf du Lion — ich stehe nicht sehr freundschaftlich mit ihm, er behandelt mich jedesmal schlecht — wieder einmal in sich und schaukelt uns durch. Zuerst einmal müssen wir bei der Regentropfensonate bleiben; es regnet und graupelt, als wir um die Dragonerinsel (hat nichts mit Dragonern zu tun, wenigstens nicht mit dem jetzigen, sondern nur mit dem Urbegriff: dragon = Wächter) in die Bucht

von Palma einbiegen. — Warum eigentlich Palma und warum Balearen? Gehen wir rasch einmal in der Geschichte zurück und stellen wir fest, daß die iberischen Ureinwohner dieser Inseln im Altertum wegen ihrer Treffsicherheit mit der Schleuder wie weiland der junge David berühmt waren und ihrer Insel also den Namen gaben. Trotzdem wurden sie von den Karthagern unterjocht, und später wiederum — das Rad der Weltgeschichte dreht sich nun einmal, und Dinge werden Begriffe — bekommt der römische Konsul Quintus Caecilius Metellus, obgleich seine Meisterschaft in der Schleuderkunst durchaus nicht feststeht, als Eroberer und Sieger den Namen Balearicus und gründet Palma, die Siegespalme, und Pollenza, die Mächtigen. Städte, mit denen wir uns heute noch zu befassen haben. Bis ins Graue beziehungsweise Bronzezeit müssen wir aber zurück, wenn wir dem Ursprung der Talayots, der alten Türme, jetzt große Atalayas, das heißt Warten, nachgehen wollen. Diese Bauten, die wir auf der ganzen Insel verstreut noch oft finden, sind alte Häuptlingshäuser, Verteidigungstürme und Burgen, wie man sie auch in anderen Gegenden, zum Beispiel in Friesland, kennt.

Die Balearen bestehen außer anderen Inseln hauptsächlich aus Mallorca (der größeren) und Menorca (der kleineren),



Die Mutter als Tugendwache

Links: Badeanzüge sind verpönt, statt dessen gehen die Mallorquinerinnen mitsamt den Kleidern ins Wasser
Aufnahmen Mieritz



weitere Inseln nennt man Pityusen, Fichteniseln, aber da wird es geographisch schon sehr schwer.

Da leben nun also mitten im Mittelmeer 338 900 „Seelen“, beschäftigen sich mit Ackerbau und Obstbaumzucht, führen Schweinchen, Maultiere und Salz aus und sprechen — Mallorquin. Das ist ein dem Provenzalischen naher Dialekt, dem der Europäer fassungslos gegenübersteht. Da laufen die Frauen noch mit dem unterm Kinn geschlossenen Kopftuch aus weißem Tüll, dem Rebonzillo, herum und die Mädchen mit dem Hängezopf und kleinen Häubchen, und gar vieles ist noch so, wie es im Mittelalter gewesen sein mag. Denn wenn Spanien irgendwann einmal in den letzten Jahrhunderten stehengeblieben ist (das Spanien, das wir lieben, meine ich), dann ist die Uhr der Weltgeschichte noch beträchtlich früher in Mallorca stehengeblieben.

Und eben, weil es so ist, fahren wir heute dorthin und suchen zuerst einmal das Heroische. König Jakob I. von Arragon (el Conquistador) nimmt die Inseln den Mauren, die sich auf ihnen festgesetzt hatten und böse Räuber waren, ab und gründet das Königreich Mallorca. Sein spanischer Name Jaime findet sich noch heute oft. Sein Nachfolger Jaime II. liegt aufgebahrt in der Capilla Mayor, der Kathedrale von Palma, in einem Glasfarg, sein Königsschloß Belver steht noch und ist in seiner monumentalen Massigkeit das Wahrzeichen von Palma. Die Adelsitze der alten Geschlechter in der Stadt und auf dem Lande, die Sitze der Nachkommen der Geschlechter, die Jaime I. Mallorca unterwerfen halfen, sind noch heute die Anziehungspunkte der Insel. Da ist Schloß Bendinat (ein König hat hier einmal ben dinat = gut gegessen, und zwar Zwiebeln), und diese Tatsache wird durch Jahrhunderte festgehalten, da sind prächtige Paläste in der Stadt, deren einen oder anderen man mit guten Verbindungen besichtigen kann. Aber die Marquesa oder Condesa sieht man nie, sie lebt genau so zurückgezogen, wie ihre Ahnherrin das einstmal tat. Vielleicht sieht man im Hof einen geschlossenen Wagen halten, in den sie scheu und rasch einsteigt, mehr nicht. Spanien und die Balearen sind maurisches Land gewesen, und die Uhr blieb stehen.

Durch flaches Land rast das Auto dem Gebirge zu, durch uralte Olivenwälder, vorbei an blühenden Mandelbäumen; und wo das Ackerland aufhört, setzt steilstes Felsengebirge ein. Und hier, halbwegs nach dem im Nordwesten der Insel liegenden Hafen von Soller zu, liegt an einem mit Orangen über und über bewachsenen Hange, eingeschlossen

Das uralte Königsschloß Belver





Der Hafen von Palma

Aufn. Richter

von hohen Bergen, in wunderbarem Kessel die Kartause von Baldemosa, einstmals ein berühmtes Kartäuserkloster, jetzt Wohnung kleiner Leute, im Winter 1838/39 Quartier Chopins und der Sand.

Schön sind die wilden Gebirgsfahrten durch sonnendurchglühnte Steinwüsten auf engen Serpentinaen, immer wieder muß das Auto zurücksetzen und hin- und herfahren; für Maultiere sind diese Wege gemacht, nicht für den modernen Wagen, in dem wir sitzen. Wundervolle Blicke, ständig wechselnd, einmal auf das tiefblaue Meer, dann auf eine Steilküste, an die die Brandung schlägt. Eingeschlafene Städtchen mit weißen Mauern, so Deyá, die Heimat vieler Fruchthändler in Deutschland und das Dorado so manchen Malers, Klöster hoch im Gebirge, so Lluch, das man mit dem Maultier durch die malerische Gorge blau (blaue Schlucht) erreichen kann, um dann vor Nuestra Señora de Lluch zu stehen. Grausig und düster wird es, wenn wir bei Manacor die sonnige Erde verlassen und in ihren zerrissenen Leib hineinsteigen. Hier ist die berühmte Cueva des Drachen mit ihrem glasklaren unterirdischen See, den man im Boot überquert, und die Namen weiterer Höhlen bei Porto Cristo zeigen an, wie zerrissen Mutter Erde in diesem eigenartigen Lande ist.

Mittelalterlich fließt das Leben auf dem Lande, uralte sind die Werkzeuge, mit denen der Boden bearbeitet wird, uralte die Pressen, die der Ölgewinnung dienen und die zumeist noch heute von Maultieren bewegt werden. Auf einer solchen Granja schlafen die Knechte noch im Stall über ihren Tieren, und die Einwohner sitzen am Abend vor dem rauchgeschwärzten Kamin und singen uralte Lieder.

Zur Zeit, in der der Tschau-Tschau, der Chinesenhund, bei uns eine Attraktion wurde, mag es auch interessieren, daß Mallorca eine uralte Hunderrasse beherbergt, eine Art Windspiel, das noch aus der Zeit der Karthager stammt. Reinrassig konnte ich die Tiere jedoch nur auf Bildern finden.

Der heutige Mallorquiner, soweit er die Städte bewohnt, lebt gesellig im Klub. Es gibt viele und sehr elegante Klubs,

und ihre Festlichkeiten sind das Ereignis von Palma. Ebenso wie es der Faschingsball im Teatro Principal ist, den wir mitmachen.

Und aus Sonne, Oliven, alten Landsitzen, dunklen Drachenhöhlen, spanischen Condesas, aus gut essenden Königen und uralten Atalayas hat sich mir als Bild der Insel der krasse Gegensatz herausgeschält, den ich in meinem Roman „Die Frau zwischen Roth und Schon“ schildern wollte und in dem sich die Insel und ihre Bewohner zum heutigen Europa befinden. Silhouettenhaft habe ich den Chopin von Baldemosa und den von Nohant in den Hintergrund gestellt und in einer alten und in einer jungen Deutschen den Gegensatz der Europäerin zur Mallorquinerin (man erlaube mir diese Unterscheidung, obwohl die Balearen geographisch zu Europa gehören) herausgearbeitet. Was hier in Bild und Wort gesagt wurde, mag nur Unterlage zum besseren Verständnis des Romans sein, eindringlicher als durch seine Menschen und ihre Taten kann ja der Schriftsteller nicht sprechen. Aber die Massigkeit von Belver, die zauberhafte Küste von Miramar, das bis 1915 der österreichische Erzherzog Ludwig Salvator bewohnte, die Frauen bei Arbeit und Tanz und beim Bade, die Negeslieder, die noch heute so in Palma und Soller sitzen, wie sie es auf dem Bilde tun, diese südlich leicht erregten, kindhaften Menschen mögen unterstützen, was der Roman geben will:

Ein Bild von und eine Sehnsucht nach Mallorca. Nach einem Lande, das mit seiner Schönheit so manchen Maler und Schriftsteller und mit seiner sonnigen Wärme so manchen Deutschen zur Fahrt in die lockende Ferne reizen mag.



Verschämt lächelnd warten die Dorfschönen auf die Aufforderung zum Tanz

Aufnahmen Mieritz





Gold

Novelle von
Alexander von Sacher-Masoch
Mit Zeichnungen von Helga Witthauer

Einsam lag das Dorf im Hügelland. Nur der Fluß kam mit trübten Wellen mitten durch das Tal gerollt, und manchmal sangen die Flößer, die von Norden kamen, fremde, seltsame Lieder. Diese Lieder streiften das ahnungslos schlafende Dorf mit den Schwingen der fernen Welt.

Der Herbst war da.

Drüben auf der Insel drang aus dem hageren Schornstein der kleinen Ziegelei ein dünner Rauchfaden in den Himmel, der unbefreiblich blau und still war. Die Männer standen bis an die Gürtel im Sumpf, um die Dämme auszubessern und für die Herbstregen zu stählen. Von den Maulbeerbäumen tropften die süßen Beeren in den Staub der Dorfstraße. Die Kinder badeten noch im Fluß und fuhren in kleinen Booten zum Inselchen hinüber, die Knaben schnitten sich Pfeifen aus den Stengeln der Maisstauden und rauchten dörres Laub daraus.

An diesem Tag kam der Sohn aus Alaska heim.

Alaska! Das war eine Gegend, die auch den ältesten Männern im Dorf unbekannt war und so fremd, daß sie nicht wußten, ob es im Norden oder Süden, ob es im Osten oder Westen lag. Sie wußten nur: Dort wuchs das Gold in der Erde. Und viele wußten vielleicht nicht einmal das. Aus diesem Land kam der Sohn heim. Der Sohn des alten Aley, der in gespenstischer Einsamkeit auf dem Hügelhof hauste. Der Sohn des Hügelbauern. Er kam über viele Meere, über Eiswüsten, Steppen, reißende Flüsse, brodelnde Sümpfe und Städte, deren Namen er manchmal vergaß, so viele waren ihrer. Er kam mit dem hölzernen Soldatenköffchen, mit dem er ausgezogen war vor sieben Jahren, aber er hatte Kleider aus feinem Stoff aus dem Leibe, und ein Hut spannte sich um seine sonnengebräunte Stirn, so breitrandig, wie man ihn hierorts nicht kannte. Das Köffchen trug er mit Hilfe von Riemen um die kräftigen Schultern geschnallt. Er trug schwer daran, aber er stöhnte niemals unter dieser Last. In der Linken hielt er einen Reisefack aus feinstem Leder, in der Rechten einen einfachen Holzstab, dem man nicht ansah, daß er durch die halbe Welt gekommen war.

Das Dorf hatte keine Bahnstation. Er mußte vom kleinen Städtchen, auf dessen Bahnhof er den letzten

Eisenbahnwagen seiner Heimfahrt verließ, vier Stunden bis zum Dorf marschieren. Seine blanken, schönen Stiefel staubten ein, und der feine, graue heimatliche Sand lief auch seine Beinkleider hinauf und färbte sie grau. Er ging und ging, und seine hellen Augen glitten über die Landschaft hin, und seine Brust hob und senkte sich im Anschauen der vertrauten Gegend. Leise Wehmut war in ihm neben großem Glück. Einmal rastete er ein Weilchen unter einem Baum hinter dem Försterhaus. Er saß nur da und starrte zu den Wipfeln der Obstbäume hinüber und sah fern das lichte Haus und den Rauch, der aus dem Kamine aufflog. Sein hartes, kantiges Gesicht, das von Entbehrungen gezeichnet war, löste sich in diesem Anschauen des Hauses. Und er ertappte sich dabei, daß er jetzt, kaum ein paar Meter entfernt von diesem Ziel, wie ein schüchterner Junge zu träumen begann, ganz eingehüllt von Sehnsucht, genau so, wie er, zehntausende Meilen weit, mit dem Tod und noch Schlimmerem kämpfend, geträumt hatte von diesem Haus. Und er sagte sich: Sieben Jahre sind vergangen, sie kann nicht so lange gewartet haben.

Er hatte viel fertiggebracht in diesen sieben Jahren, und das Leben war hart mit ihm umgegangen. Er hatte seinen Mann gestanden und nichts gefürchtet, nur sich selbst. Denn das Blut des Hügelbauern rollte verdächtig schnell und heiß durch seine Adern. Aber hier vor dem Haus fand er den Mut nicht, zu erfahren, was er wissen mußte um jeden Preis.

Als der Schatten der großen Ulme schräg über sein Gesicht fiel, ging er fort. Er hatte noch zwei Stunden Wegs vor sich,



und er wußte nicht einmal, ob sein Vater noch lebte. Die Nachricht vom Tode der Mutter hatte er vor vier Jahren erhalten, als sie bereits seit einem Jahr aufgehört hatte zu leben. Denn der Brief war ihm zwölf Monate lang gefolgt, von Station zu Station, und hatte Tausende von Kilometern zurückgelegt auf hölzernen Kutschen und in den Satteltaschen der Postreiter. Da fand ihn der Brief eines Tages, als er gerade alles wieder verloren hatte, was ihm sein Glück und Monate knochenzerreibender Schusterei eingebracht hatten. Seine Wangen fielen ein, und seine Haut wurde grau an diesem Tag. Am nächsten Tag fing er von vorn an.

Dornige Akazien liefen beiderseits die lange, gerade Straße entlang, und ihre Reihen trafen sich am Horizont. Er ging tief in Gedanken: Einsam war der Hügelbauer geworden in diesen Jahren, schrecklich einsam. Hohe Zeit, daß er heimkam. War es nicht schon zu spät?

Während er mit aufgerichtetem Kopf fürbaß ging, drängte sich ein schwarzer Punkt in das Blickfeld seiner Augen. Einer ging vor ihm, schwanfend und sonderbar im Gehen. Ein kleiner Kerl, den Hut im Genick, das Stöckchen in der Linken wirbelnd, in hohem Distanz den Herbsttag mit einem Lied beschenkend. Im Näherkommen lächelte der Heimgekehrte. Denn dieser schwankende Rücken kam ihm bekannt vor.

Sollte es am Ende...? Und er rief: „Barze, Barze!“

Der andere fuhr herum, wie von einer Tarantel gestochen. Er stierte mit glasigen Augen den Näherkommenen an. Die Fäuste geballt und geduckt wie ein Sprungbereiter Hamster zischte er:

„Verdammt! Wirst du das Maul halten oder nicht!“

Er war augenblicklich nüchtern. Denn gerade diesen Spottnamen konnte er um keinen Preis der Welt ertragen. Eine Gestalt, groß und breit, trat zu ihm.

„Peterchen“, sagte irgend jemand, „erkennst mich nimmer?“

Da setzte er sich vor Staunen und Überraschung kraftlos in den Staub der Straße.

„Se?“ stotterte er in seiner Verwirrung. „Se? Bist du's wirklich, Alter?“ Er wischte sich über die Stirn. Sein Zorn war im Nu verflogen. „So ein Gauner“, sagte er noch. Dann fühlte er sich aufgehoben, und eine kräftige Hand klopfte ihm den Rücken.

„Jawohl, Peterchen, da wären wir nun. Und du bist der erste von den alten Kerlen, der mir begegnet.“

Arm in Arm zogen sie weiter. Der Große, mit dem Kösserchen auf dem Rücken, der Kleine, das Stöckchen wirbelnd in der Linken.

„Du lebst also“, meinte Peterchen, bewundernd nach oben schielend. Und während er mit einem Blick die Kleidung des anderen streifte, setzte er hinzu: „Bist eine feine Nummer geworden, Teufel auch!“

Der andere lächelte, aber dann fiel wieder der Schatten über sein Gesicht: Eine feine Nummer war er geworden, das stimmte. Aber war es nicht schon zu spät?

„Glaube, daß ich zu lange fortgeblieben bin“, sagte er leise. „Biel zu lange.“

Der andere schwieg ein Weilchen.

Und als antwortete er auf eine ungesprochene Frage, sagte er dann: „Es wird schon werden, aber der Hügelbauer, mit dem steht's schlimm.“

Der andere packte seinen Arm.



„Ist er krank? Was treibt er die ganze Zeit? Fühlt er sich einsam?“

„Krank ist er nicht. Nicht, daß ich wüßte. Ihr seid ja nicht umzubringen, ihr alten Teufel. Aber hier droben ist's nicht ganz richtig bei ihm.“ Und er tippte sich auf die Stirn.

„So, so“, sagte der Große leise.

„Es ist die alte Geschichte mit der verdammtten Buddelei. Tag und Nacht will es ihm nicht aus dem Kopf. Er sucht und sucht und gräbt und gräbt. Aber die liegt euch ja im Blut, die Goldsehnsucht. Auch dich hat's hinausgetrieben nach diesem Land... Wie heißt es doch gleich?“

„Alaska... Alaska heißt dieses Land, von dem ihr alle nichts wißt. Aber nicht die Eier nach dem Geld hat mich hinausgetrieben, Peterchen, glaubt mir, es war etwas anderes. Ihr könnt das nicht wissen, denn eure Väter waren Bauern wie ihr und kamen jahrhundertlang nicht aus dem Dorf. Mein Urgroßvater hingegen fuhr noch auf vielen Meeren. Uns treibt es hinaus, und dem Alten hat vielleicht nur dies den Kopf verwirrt, daß er niemals fort konnte und gebunden war an Weib und Hof.“

„Ja—a“, sagte Peterchen still, „so ist es wohl.“

„Du sagst, er gräbt im Boden? Wonach sucht er denn?“

„Genau weiß ich's nicht, denn er spricht mit keinem von uns, schon lange nicht mehr. Er hat in den Kirchenbüchern nachgeforscht und herausbekommen, daß in den Türkenkriegen der Sultan seinen Kriegsschatz vergraben hat, gerade auf eurem Grund. Den sucht er wohl. Der Garten ist voller Löcher, du mußt dich vorsehen in der Dunkelheit. Und die Felder sind unbestellt. Anfangs kam er noch manchmal zur Ruhe, aber als die Bäuerin tot war, da gab's keinen Halt mehr. Tag und Nacht wühlt er die Erde auf wie ein Maulwurf. Auch mag ihn die



Schn sucht hart geplagt haben nach dir.“

„Trinkt er viel?“
„Mehr denn je, Alter, aber das ficht ihn nicht an. Er geht noch immer aufrecht wie ein Baum.“

Fern löste sich das Dorf aus dem weichen Licht des späten Nachmittags, und im Herzen des Heimgekehrten dröhnte das Schweigen der heimatlichen Landschaft. Er dachte nach in diesen Minuten, schwer und angestrengt.

„Es hilft nichts, Peterchen. Ich muß

dich um einen Gefallen bitten. Erschrick nicht, es ist ein kleiner Dienst, was ich von dir verlange. Vor allen Dingen wirst du den Mund halten müssen über mein Aussehen. Ich kann nicht so fein herausstaffiert heimkommen, aus Gründen, die ich dir nicht verraten darf, aber, Peterchen, es sind gute Gründe. Du gehst jetzt ins Dorf, verrätst nicht, daß du mich getroffen hast und bringst mir Kleider. Je älter, je schäbiger sie sind, um so besser. Und ein Leinenhemd wirst du mir wohl auch pumpen können. Ich setze mich derweil in das Birkenwäldchen dort drüben, in die Richtung, die wir von hier sehen können. Wenn du wieder hier bist, dann schenk ich dir dafür alles, was ich auf dem Leibe habe.“

„So—o?“ sagte Peterchen. Der Mund blieb ihm offen vor Staunen. Aber er fragte nichts weiter. „Ich mache das für dich, Alter“, murmelte er. „Natürlich mache ich's.“

Dann ging er los.

Er saß auf dem viel geprißten Soldatenkofferchen zwischen jungen Birken, deren helles Grün bereits von zartem Gelb durchsetzt war. Es wehte schon kühl vom nahen Ufer des Flusses herüber, und fern himmelte das kleine Glöckchen der alten Kirche. Es war derselbe Klang wie vor Jahren. Es war dieselbe Erde, und die Menschen? Waren sie noch dieselben?

Das Birkenwäldchen rauschte.

Nach einer Stunde vielleicht kam Peterchen atemlos an. Er trug einen Hefersack auf dem Rücken, darin hatte er die Kleider.

„Ich habe auch ein Paar Stiefel mitgebracht!“ rief er schon von weitem. „Du wirst dich wundern! Sie sehen wirklich so aus, als wären sie von Alaska bis hierher getippelt. Und deine Größel!“

Sie paßten. Alles paßte so ziemlich. Die Hosen waren etwas kurz, aber das schadete nichts.

„Ein richtiger Strolch bist du jetzt, Alter, wie einer, der nicht weiß, wo er morgen schlafen wird. Wenn du das wolltest — dann stimmt's wohl.“

Sie gaben sich die Hand. Der Große schnallte das Kofferchen um, dann zog er los. Peterchen blieb zurück. Er starrte noch lange dem Freund, der allein gehen wollte, nach bis ihn die ersten Häuser des Dorfes verschluckt hatten.

Der Hügelhof lag am anderen Ende der Ortschaft. Die Dämmerung spannte ihre Wollenhand schon über die Häuser aus, als er ankam. Der Hof war verwildert, dichtes Strauchwerk wucherte überall. Das Tor war morsch und unversperrt. Als er es aufstieß, tauchte gerade der Mond über dem alten Dach auf. Er blieb stehen. Dunkelheit war um ihn, nur in einem einzigen Fenster brannte Licht. Unruhig flackernd. Ein Hund schlug an. Er hörte, wie sich die Kette klirrend spannte, aber das Gebell war ihm nicht vertraut, es war nicht mehr die Stimme des

alten Wolfs von ehemals. Wie gebannt stand er da und konnte kein Glied rühren. Er war überwältigt von Angst und schwerem Leid. Da ging die Tür auf. Aber es blieb dunkel. Und so sah man die Gestalt in ihrem Rahmen nur ungewiß im eben erst erblühten Mond. Hart und schwer fragte eine Stimme:

„Wer ist draußen?“

Das Hundegebell war verstummt, irgendwo im Haus schlug der Wind eine Tür zu. Er sah noch immer nichts, obwohl er wußte, wer dort droben stand.

Er schluckte einmal, dann sagte er mit fremder Stimme: „Vater.“

„Junge!“ trompetete es vom Hause her, „da bist du ja! Donner und Doria! Daß ich das erlebe! Was stehst du denn da? Komm doch herein!“

Er trat ein. Beim Licht der Lampe saß er dem Alten gegenüber und erfaßte mit einem Blick den verwahrlosten Zustand der Stube. Sie hielten sich bei den Händen und sahen sich lange an. Dann sprang der Alte auf und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Sein weißes Haar war zerweht und hing ihm ins Gesicht. Der Schnurrbart baumelte ellenlang herab. Aber unter den buschigen Brauen glühten die dunklen Augen im alten Feuer. Er holte eine Flasche aus dem Schrank und goß die Gläser voll. Sie tranken. Das Reden fiel beiden schwer. So sahen sie sich an, der Alte tastete über die Schultern und Arme des Sohnes und freute sich über dessen Kraft.

„Bist ein ganzer Kerl geworden, Bübchen. Das freut mich aber!“

Und die ganze Zeit über bemerkte er gar nicht den abgerissenen Zustand des Heimgekehrten. Das Kofferchen stand draußen auf dem Flur. Er räusperte sich also.

„Mir ist's nicht gut ergangen, Vater. Ich bin heimgekommen, um was Rechtes zu werden, wenn es Euch so paßt.“ Und er sah dem Alten ruhig ins Gesicht.

Der lachte dröhnend: „Schadt nichts. Jetzt wird alles besser werden! Trinken wir darauf!“

Sie tranken. Später wurde der Alte unruhig, und irgendein fremdes Feuer glomm in seinen Augen. Er schielte mehrmals zur Tür, als wolle er fort. Da erhob sich der Sohn in seiner ganzen Größe, trat nahe zum Alten heran und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Er sagte in vertraulichem, ruhigem Ton: „Hast du ihn schon, den Schatz?“

Der Alte schien gar nicht überrascht.

„Noch nicht“, sagte er, „aber ich will unter dem alten Ruß-



baum nachsehen, hinterm Acker. Der hat sicher schon seine hundert Jahre auf dem Buckel, was meinst du? Vielleicht haben sie den gepflanzt, als sie das Geld vergruben?" Dann wurde er mißtrauisch: „Woher weißt du?"

Der Sohn antwortete nicht, aber er selbst sagte: „Natürlich ist das ganze Dorf voll von davon. Sie haben nichts Besseres zu tun, als sich um mich zu kümmern. Aber ich werde der sein, der zuletzt lacht!" Und er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß Flasche und Gläser zu tanzen begannen.

„Aber heute wollen wir feiern!" rief er, „morgen ist auch noch ein Tag!"

Sie tranken viele Stunden lang. Eine ganze Batterie Flaschen stand auf der Erde. Der Alte schüttelte seine Mähne.

„Junge, Junge", trompetete er, „mein Kummer ist nicht von gestern!" Dann schwie er wieder lange vor sich hin, und schließlich schlief er ein. Die Stirn vornüber gebeugt, auf dem Tisch, vor dem er saß.

Der Sohn saß da mit angehaltenem Atem. Die Züge des Alten waren unruhig, er warf den Kopf hin und her, und manchmal murmelte er unverständliche Worte vor sich hin. Schwere Träume mochten ihn plagen. Der junge Mann war bleich von so viel Elend.

Auf den Scheiben lag schon das franke Grau der Dämmerung, als der Sohn leise aufstand und aus der Stube schlich. Er stieg in den Keller hinunter und suchte lange unter dem aufgehäuften alten Gerümpel. Schließlich fand er eine kleine Truhe mit rostigem Beschlag, die schon seit undenklichen Zeiten hier wohl gestanden hatte. Dann machte er sich droben im Flur an seinem Soldatenköffchen zu schaffen.

Später stelzte er vorsichtig, sämtliche Gruben vermeidend, mit einem Spaten und der kleinen Truhe bewaffnet, in die Richtung des Ackers davon. Nach einer Stunde etwa kehrte er wieder, schlich geräuschlos ins Haus, verwahrte den Spaten, ging in die Stube und legte sich hin. Er schlief augenblicklich ein, schlief traumlos und lange.

Als er wach wurde, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Er spähte zum Tisch hinüber, an dem der Alte gesessen hatte; sein Platz war leer.

Der Alte saß vor dem Haus; er stierte über das verwüstete Land hin. Schweigend saß er da, die Schultern vorgebeugt, müde wie einer, der einen langen Weg zurückgelegt hat und endlich am Ziel ist.

Nach einer Weile sagte er: „Siehst du, Junge, heute habe ich den Schatz gefunden, heute, wo es nicht mehr so nötig gewesen wäre. Denn jetzt habe ich dich ja wieder. Verstehst du, was ich meine?" Er wandte den Kopf nicht zum Sohn hinüber, und auch der junge Mann blickte geradeaus, aber es war ein Lächeln in seinem Blick, als erspähte er irgendwo in weiter Ferne etwas sehr Schönes.

„Nur eines", sagte der Alte, „verstehst du nicht. Es ist Goldstaub. Ich dachte, es würden Münzen sein. Aber man irrt manchmal, wie?" Und er wandte zum erstenmal den Kopf und sah dem jungen Mann voll ins Gesicht. Er war sehr ernst. Der Sohn dachte angestrengt nach über eine mögliche Erklärung dieser fatalen Tatsache, daß es Goldstaub war. Es schien ihm selbst unwahrscheinlich, daß des Sultans Kriegskasse daraus bestanden hätte. Aber es fiel ihm nichts Vernünftiges ein. Er schwieg also und hielt dem Blick des Alten angestrengt stand. Der legte den Arm um seine Schulter.

„Es wird gut sein, wenn du nach dem Försterhaus siehst. Dort ist wer, der sieben Jahre lang auf jemand gewartet hat. Das tun heutzutage nicht mehr viele Mädchen. Was meinst du?"

Der junge Mann stand mit einem Ruck auf, um loszugehen. Als er das verwitterte Holztor aufstieß, holte ihn die Stimme des Alten ein.

„Hör mal, guter Junge! Der Schatz, den ich suchte, war für dich bestimmt. Denn ich glaubte immer, du würdest arm und zerrissen heimkommen. Hatte ich recht?"

Diese dunkle Frage war das Letzte, was der Sohn an diesem Tag von seinem Vater vernahm. Denn er lief, was ihn die Beine tragen konnten. Am Ende des Dorfes traf er Peterchen, der ihm strahlend in die Arme fiel. Er packte Peterchen bei der Brust, schüttelte ihn und sagte zu dem erstauten Freund:

„So ein alter Teufel!" und dabei grinste er dem verdutzten kleinen Kerl ins Gesicht.

Wissenschaft an der Wende

7. Die Geschichtsnot und die Gefahr der Barbarei

Von Prof. Dr. Eugen Rosenstock

Vor 130 Jahren hat Friedrich Schiller dem deutschen Volk die großen Ereignisse der europäischen Geschichte in seinen mächtigen Dramen lebendig gemacht. „Wallenstein“, „Don Carlos“, „Die Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell" — in ihnen ist die Geschichte erschlossen als sittliche Macht. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Als Professor der Geschichte hat Schiller aber auch den Anschluß an die wissenschaftliche Geschichtsschreibung gefunden. Und selbst das große Publikum kennt seine Geschichte des Abfalls der Niederlande oder hat wenigstens davon gehört, daß er sein Wirken in Jena eröffnet habe mit einer großen Rede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?"

Weniger bekannt ist es aber, daß der Dichter nicht nur hinüber zum Geschichtsstudium die Brücke geschlagen hat, sondern daß er mit gleicher Kraft an den Volksüberlieferungen hing. Und doch erklärt erst diese Seite seines Geistes die Volkstümlichkeit seines Schaffens. Eines seiner letzten Worte vor dem Sterben war der Wunsch: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen." Das Wort in der Sterbestunde wiegt schwer. Also der Sage, der Lust an den geraunten und vererbten Geschichten räumte Schiller die gleiche Würde und Wichtigkeit ein wie dem reifen historischen Kunstwerk und dem ernstesten Studium der Geschichte.

So umfaßt er die geschichtlichen Strömungen in all ihren verschiedenen Höhenlagen mit gleicher Inbrunst. Kann es da seinem Volk, dem Volk Schillers, je an Geschichtssinn mangeln?

Man sollte es nicht für möglich halten. Und doch ist heute deutlich ein Nachlassen der geschichtlichen Sicherheit zu verspüren. Nicht nur der Deutschen, auch aller anderen Völker bemächtigt sich eine Unrast und Ungeduld. Sie scheinen sich losgerissen zu fühlen vom Mutterboden des großen Geschehens ihrer Ahnen. Die alten geschichtlichen Werte in Europa sind bedroht. Schon spricht man von Einbruch der Barbarei in Europa. Barbaren aber sind eben geschichtslose Massen, geschichtslos gewordene Massen. Denn von Haus aus sind alle Menschen geschichtsgläubig und geschichtsfroh. Es ist also eine nachträgliche Erkrankung, wenn ihr Gedächtnis abstumpft, weil die Last der Erinnerungen mit dem eigenen Leben der Generation nicht mehr vereinbar zu sein scheint.

Aber die Erkrankung braucht vielleicht auch nur eine heilsame Ershütterung zu bedeuten, durch die neuer Geschichte Bahn gebrochen wird?

Das Verhältnis zwischen Sage und naiver Überlieferung, künstlerischer Erzählung der Vergangenheit und mühsamer Erforschung der Geschichte ist jedenfalls heute gestört. Das Gleichgewicht, in dem bei Friedrich Schiller diese drei Arten der Geschichte standen, ist verschwunden.

Das Volk raunt sich heute andere Geschichten zu, als die Schriftsteller gestalten; und die Schriftsteller gestalten nicht, was die Gelehrten erforschen. Dieser Riß zwischen 1. Mythos und Sage in den Massen, 2. Biographie und Erzählung unter den Gebildeten, 3. Forscherarbeit am Quellenstoff für die Gelehrten macht die Geschichtsnot unserer Tage aus.

Im Volk wird seit Jahrzehnten vom Christentum, vom Hakenkreuz, der Sachsenbekehrung, dem Bauernkrieg, dem Heiligen Römischen Reich, von den Juden, den fremden Rassen, den Franzosen, dem Papsttum, den Freimaurern, den Fürsten, dem Raptalismus geraunt und gemurmelt, getuschelt und gezetert mit einer Freude am Aberglauben, am Widersinn sogar, und mit einer Abneigung gegen die einfachsten Wahrheiten der Wissenschaften, die zu denken geben müssen. Da muß irgend etwas nicht stimmen, wenn das tollste Zeug so heißhungrig geglaubt wird. Ein ge-

heimer Hunger kündigt sich jedenfalls an, dem die öffentliche Geschichtskunde offenbar nicht Genüge tat.

Auf der anderen Seite bezeugt ein Blick in die Schulbücher der Geschichte und in die Vorlesungsverzeichnisse der Geschichtsprofessoren die Unsicherheit, die auf dem unermesslich breiten Strom der bisherigen Geschichtsschreibung herrscht. Seine Zuflüsse vertrocknen. Weder die Geschichte der Kirche, noch die Geschichte des Staats haben mehr jene elektrische Verbindung mit dem Innern des Volks. Von der Tiefe aus scheinen sie zu versiegen. Ein Beispiel: Seit dreißig Jahren bemühen sich die Lehrbücher, neue Geschichtsperioden zu bilden. Die wichtigsten Einschnitte der Geschichte, die bisher unverrückbar fest standen: wie der Eintritt der Neuzeit mit 1517, wie das Goldene Zeitalter des Perikles (430 vor Christi), wie der Eintritt des Christentums in die antike Welt, sind von der geschichtlichen Kritik wegdisputiert und wegkritisiert worden. Man hat sich bemüht, die Neuzeit einhundertfünfzig Jahre später oder zweihundert Jahre früher anfangen zu lassen. Man hat sich bemüht, die Goldene Zeit Griechenlands von Perikles zurückzuverlegen auf die Zeit der Aginetenrieße (500 bis 600) und der archaischen Bildhauerkunst. Man hat Luther das Recht abgesprochen, durch seine Reformation die Neue Zeit eingeläutet zu haben, und hat die Neuzeit aufs Jahr 1648 hinter den Dreißigjährigen Krieg datiert. Damit hat es die Wissenschaft zwar fertiggebracht, den Glauben an die bisherigen Einteilungen zu erschüttern, aber sie hat nicht die Kraft gehabt und konnte sie nicht haben, für ihre eigenen neuen Einschnitte die Massen zu gewinnen. Und wie hätte die Wissenschaft auch für ihre Schulmeinungen die Völker gewinnen sollen? Die wichtigen Einschnitte der Geschichte werden ja nicht etwa erst durch Bücher oder durch Gelehrte festgelegt. Denn daß die Schlacht bei Tannenberg eine wichtige Geschichtstatfache sei, das wußte man am 1. September 1914, und man wußte es gerade nicht aus der geschichtlichen Literatur. Sondern es existierte eben von diesem Tage an der neue Name für eine entscheidende Tatsache: die Schlacht bei Tannenberg. So aber ist es mit allen historischen Ereignissen bestellt. Der Siebenjährige Krieg, die Reformation, die hundert Tage Napoleons I., die französische Revolution, die „zehn Tage, die die Welt erschütterten“, das sind Ereignisse, die sich in Herz und Sinn der Zeitgenossen einschreiben und eingeschrieben haben müssen, bevor wir begierig zu den Büchern greifen, die uns diese Ereignisse im einzelnen erzählen wollen. Die Bücher erzählen, was passiert ist. Aber sie müssen von dem erzählen, was Auffälliges passiert ist. Jedoch: wir wollen heute von anderen Ereignissen erzählt bekommen als bisher.

Deswegen sind die Schulbücher in Verlegenheit. Im Augenblick dieser Verlegenheit sind die Geschichtserzähler auf eigene Faust vorgestoßen: Sie haben viele Biographien auf den Markt geworfen. Die Helden der bisherigen Geschichte: Cäsar, Napoleon, Friedrich II., aber auch Plato, Shakespeare und Goethe, Bismarck und Byron und so weiter sind in den letzten Jahren vorzüglich zum Gegenstand der Geschichtsbücher geworden, die sich an ein gebildetes Publikum wenden. Der andere Ersatz sind die sogenannten Kulturgeschichtsbücher. Die Wissenschaftsgeschichten, die Kunstgeschichten, Rechtsgeschichten, Geschichten der Technik, Geschichte der Arbeit, Geschichte des Porzellans, Geschichte des Ackerbaus, der Medizin usw. usw. sind immer zahlreicher geworden. Man hat als solche Spezialgeschichte auch die Geschichte des niederen Volks geschrieben. Und an dieser Stelle greifen die Ersatz- und Teillösungen und die Spezialwerke am klarsten hinüber in die neuen Generalfragen, die wir als Laien an die Geschichte stellen.

Nicht der Staatsmann und nicht die Kardinäle, nicht die demokratischen und die konservativen Politiker, nicht die Lehrer und die Juristen sind nämlich heute das Publikum, das den Geschichtsschreibern die Aufgabe stellt. So war es noch bei Treitschke, bei Sybel, bei Ranke und bei Mommsen. Dieses Publikum gibt es natürlich auch heute noch. Aber eine andere Seite unseres Innern bedarf heute auch der Geschichtsschreiber! Es ist der Enkel einer Familie, der Erbe eines Geschlechts, der Sohn eines Elternpaares, der heute angesichts der Bedrohung der Familie geschichtsbedürftig wird. Und diese vielen einzelnen Söhne des Volkes, die in einer Notzeit sich fragen, wie sie zu Ahnherren künftiger Geschlechter zu werden vermöchten, tragen ihr inneres, früher in jeder Familie für sich erledigtes Geschichtsanliegen hinaus in die Öffentlichkeit. Das ist die tiefe Unruhe, die alle Nationen der Erde ergriffen hat!

Die Völker des Menschengeschlechts wollen in dieser Weltkrise wissen, weshalb sie anders sind als die anderen und ob sie anders bleiben sollen! Der Deutsche und der Franzose, der Russe und der Engländer, der Adlige und der Bauer, der Jude und der Christ, der Romane und der Germane, sie wollen wissen, was von ihren Unterschieden, was an ihnen selber, in Gebärde und Blick, in Schulerhaltung und Handbewegung, in Profil- und in Schädelbildung, in männlicher Denkweise und in weiblicher Sittlichkeit unveränderlich und angeboren, was vergängliche, geschichtliche Angewohnheit und was mühsam errungene und verantwortlich festzuhaltende, geschichtliche Leistung ist. Für jeden Freier einzeln, aber auch für die Nation im ganzen wird zum Beispiel Inzucht oder Brautfahrt in die Ferne die Schicksalsfrage für die Vererbung ihrer erworbenen Eigenschaften. Wenn der Deutsche arbeitsam bis zum Übermaß, gründlich und gewissenhaft bis zur Pedanterie, ruhig und unaufgeregt bis zur Gleichgültigkeit, gelehrt und formlos den anderen Völkern gegenübersteht, die in ihm zu seiner eigenen Bewunderung in erster Linie den unbefleglichen Krieger und Soldaten sehen, so will er wissen, ob er mit diesen Eigenschaften einen bleibenden geschichtlichen Auftrag seines Volkstums erfüllt oder wie weit ihm nur vorübergehende geschichtliche Lagen andere ebenso wertvolle Eigenschaften wie die volkstümliche Rede oder den politischen Sinn oder den Glanz der Form vorenthalten haben. Ahnensfluch und Ahnenssegnen lasten so auf Völkern, wie auf dem einzelnen, und fordern Deutung.

Die Geschichte der Völker als der Pflanzstätten bestimmter Menschenarten, als der Gartenbeete der Menschheit, wird von den Augen jener Zuschauer gesucht, die wir so oft heute auf die Ausgrabungen der Prähistoriker starren sehen. Und weshalb lesen wir denn so gern Biographien? Doch wohl, damit wir einen geistigen Ahnherrn unseres eigenen Lebens in irgendeinem Zuge des Helden wiederfinden können. Was ist der berechtigte Kern der so angeschwollenen Kulturgeschichte? Der Respekt vor den Festen, die wir heute feiern, vor den Sitten, die uns heute das Leben menschlich machen, vor der Weisheit im Zusammenleben der Arbeit und des Kriegs, des Geseßemachens und des Friedensschließens, die uns heute in so feltamer Weise abhandgekommen ist, dieser Respekt soll im Rückblick sich kräftigen. Respekt heißt ja Rückblick.

Staatsformen, Kulte, Konzilien, Kriege, Wechsel der Dynastien, Veränderung der Staatsgrenzen, das erscheint also wichtig unter dem höheren Gesichtspunkt: was für eine Menschenart ist mit ihrer Hilfe und in ihrem Gefolge ins Leben getreten? Wie haben Väter dadurch ihre Kinder erzogen, wie haben Mütter dadurch ihre Söhne begeistert, wie haben Geschlechter dadurch eine ablige Haltung empfangen, daß sie im Kampf für die Penaten, zur Befreiung des Heiligen Grabes, oder auf den Barrikaden für die Freiheit sich geopfert haben? Woher die Stämme und die Völker sich regenerieren und durch welches Feuer sie gehorsam und opferbereit bleiben, das ist die Frage aller Fragen. Man könnte diese Frage gelehrt, aber kurz als die der „Laodizee“ bezeichnen. Wir fragen heute, wie die Völker lebendig bleiben und wie Völker lebendig geblieben sind trotz all ihrer Sünden und Greuel. Laodizee wäre also die Lehre von der Rechtfertigung und der Vergebung der Sünden der Völker, vom Lebensinn ihrer Kriege, Krankheiten und Klassenkämpfen. Wörtlich heißt nämlich „Laodizee“: Rechtfertigung des Volkes, und tritt damit an die Stelle einer Geschichtsschreibung, die in den letzten Jahrhunderten geherrscht hat und die ihr oberstes Ziel in der „Theodizee“, in einer philosophischen Rechtfertigung Gottes selber sah. Laodizee statt Theodizee, so lautet die Formel für den Wechsel des geschichtlichen Leitmotivs. Wir wollen wissen, was Kirche und Staat, was Geselligkeit, Lebensform und Sittlichkeit, was Verhältnis der Geschlechter, Ehegesetze und Schulordnungen dazu beitragen, damit zum Beispiel die herrschende Klasse ihren Auftrag vollbringen kann, um Menschen zu erziehen, die mit Ehren das Ebenbild des Schöpfers heißen; das ist die wirkliche Frage, die von den Massen der modernen Arbeitswelt an ihre Väter und Erzieher gerichtet wird.

Gleichen die Völker im Schmelztiegel der Schöpfung zu diesem großen Ziele hin, damit sie das Geschöpf zum Ebenbild des Schöpfers hin erschaffen? Wenn die Geschichte der Völker imstande ist, zur Schöpfungsgeschichte in diesem Sinn zu werden, nur dann wird sie der Frage lauschen, durch deren Beantwortung die unruhig gewordenen Völker sich in ihrer Ahnenreihe zurechtfinden wollen und durch die allein sie die Gebuld zum Ertragen

ihrer Leiden aufbringen können. Denn ein Volk, das keine Vergangenheit hat, hat keine Zukunft.

Daher der Erfolg zum Beispiel Spenglers, der die menschliche Geschichte zu einem Kapitel der Naturgeschichte zu machen versuchte. Sein Erfolg war um so berechtigter, als damals der Friede von Versailles gerade ein Stück unserer vaterländischen Geschichte an sich zu reißen und auszuschalten versuchte. Daher aber auch das Interesse für Vererbungslehre und Biologie, die an Stelle der versagenden Kirchen- und Staatengeschichte seit fünfzig Jahren verschlungen werden. Die dürrstigten Rassekunden werden verschlungen, die ein schwacher Abglanz nur der Gedanken Gobineaus und des „Rembrandtdeutschen“ sind. Daher rührt auch mein eigenes Anliegen, die Geschichte der Völker im engeren Sinn als den Fortgang der Erdgeschichte nachzuweisen, als die Verlegung der Regeneration, der Schöpfung in uns Menschen hinein (in meinem bisherigen Hauptwerk „Die Europäischen Revolutionen, Volkscharaktere und Staatenbildungen“, Verlag Eugen Diederichs, Jena). Die Reproduktionseinrichtungen für die modernen Nationalcharaktere des Engländer, des Deutschen, des Franzosen sind in vulkanischen Prozessen, die

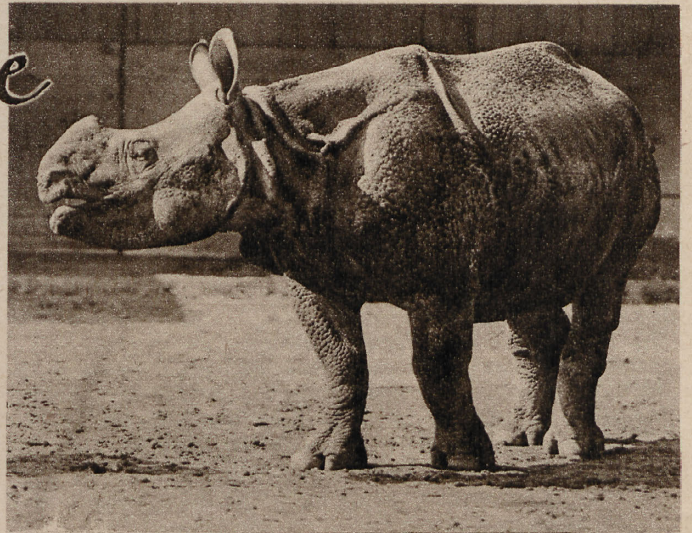
denen der Erdgeschichte vergleichbar sind, geschaffen worden — und diese Geschichte geht weiter! Daher die Begeisterung, die Edgar Dacqué durch sein Buch „Urwelt, Sage und Menschheit“ (Verlag R. Oldenbourg in München) erregt hat, der im Geraune des einfachen Kindergemüts wieder den Ansatze echten Geschichtsinnes verehrt. Das Thema der Geschichte hat sich geändert. Man spricht zwar gern von einem Einbruch der Barbarei; aber die neuen Barbaren wollen zu Trägern der eigentlichen geschichtlichen Vererbungslehre werden. Die Gefahr der Barbarei ist da; sie ist aber beschworen, wenn die große Unruhe im unterirdischen Strom des Völkerlebens ihre Fragen aussprechen kann. Das Organ dieser Aussprache zu sein, ist die Ehre der Historiker.

Und der begreift die neue Geschichtsnot, der lauscht und hört, was in seinem eigenen Innern, was in den tiefsten Schichten der eigenen Seele erschüttert ist und nach neuer Schichtung und Ordnung ruft. Die Geschichtsschreibung wird mütterlich werden und vom Stammbaum des Menschengeschlechts erzählen und forschen. Dann wird das unlautere Raunen, das Zeichen unserer Geschichtsnot, sich legen, und das Buch der Vergangenheit wird wieder gern gelesen werden als Gedenkbuch der Ahnen.

Der letzte Urwaldsee

Von Ludwig Zukowsky
Mit Aufnahmen des Verfassers

Im schilfbestandenen Dickicht des grünschimmernden Sumpfes liegt behäbig, einem mächtigen Steine gleich, ein grauer, hornbewehrter Koloß, den ein täppischer kleiner Kobold umtobt, so daß das morastige Wasser hoch ausspricht: Eine Nashornmutter nimmt mit ihrem Kälbchen hier in der Söhle ein ergiebiges Schlammbad. Mit hoherhebener Nase windet plötzlich die Nashornnase nach dem Ufer, und das Kälbchen hat in der Nähe seiner Mutter Aufstellung genommen. Mit ungeheurer Schnelligkeit verläßt die Alte mit ihrem Kinde den Ruheplatz, durch den ausspritzenden Schlamm fast völlig besudelt. Beide verschwinden brechend im Dickicht. Am Ufer des Urwaldsumpfes aber tauchen jetzt viele braune Gestalten auf; jede trägt einen starken, unten zugespitzten Bambusstab. Im Busch erhebt sich gleichzeitig ein ohrenbetäubender Lärm. Die beiden Nashörner stoßen bei ihrer Flucht auf eine Kette brauner Menschen mit Bambusstäben; sie wenden und nach kurzer Zeit bietet sich ihnen das gleiche Bild; sie drehen abermals — wiederum stoßen sie auf lärmende braune Menschen mit Bambusstäben. Immer enger zieht sich die Umklammerung der schreienden, kreischenden und lärmenden Eingeborenen; schon sind die Tiere so eng eingekreist, daß sie völlig verwirrt in dem kleinen, ihnen gelassenen Ring hin und her laufen. Ein harter Knall zerreißt die Luft — krampfhaft mit den Läufen schlagend, liegt die Nashornmutter auf der Seite, im Todeskampf ein tiefes Bett in den Urwaldboden wühlend. Ratlos bleibt das Kleine bei der toten Mutter. Ein enger Kreis von 350 Bambuspfeilen mit je einem da-



Ein vorderindisches Panzernashorn, das einzige Exemplar auf dem europäischen Kontinent, befindet sich im Tierpark Hagenbeck in Stellingen

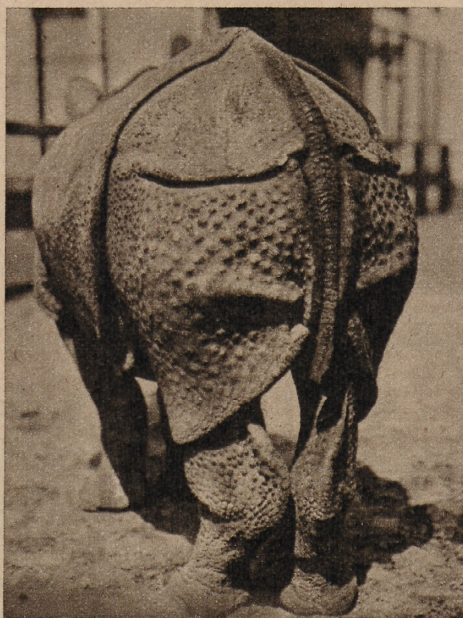


Ein Blick in die Heimat des Panzernashorns

hinterstehenden Manne bildet nun einen regelrechten Pferd, in dem das verwaisste Kälbchen hin und her läuft. Urpötzlich springen zehn braune Gestalten auf das Kleine, werfen sich über den strampelnden und bogenden Körper und fesseln ihn mit starken Basttauen: der Nashornfang der Nepalesen ist geglückt! Er erfolgt nicht im humanen Sinne der europäischen Tierfänger, die dem Muttertier in allen Fällen weitgehenden Schutz angebeihen lassen. Im Triumph wird die kostbare Beute dem Herrscher des Reiches dargebracht. An seinem Hofe wird „Nepali“, das Nashornkälbchen, mit Liebe und Sorgfalt aufgezogen. Durch seine Zähmheit erwirbt es sich viele Freunde.

Jeder Besucher des fürstlichen Tierparks reicht dem Dickhäuter-Baby einen Leckerbissen, und es lohnt die gute Behandlung durch Anhänglichkeit. Aber auch sein Stündlein sollte schlagen, wenn auch glücklicher als das seiner vom Schicksal erteilten Mutter . . .

In dem urwüchsigem Naturreich von Nepal forschte der 20jährige Carlo Hagenbeck vor Jahresfrist tagelang auf einsamen, im Laufe der Jahrhunderte vom Wilde tunnelartig durch den Urwald gebahnten Nashornwechseln, ohne indes ein Stück der ersehnten Dickhäuter zu Gesicht zu bekommen. In der Hauptstadt Katmandu stand das Nashornkalb „Nepali“, und die Kunde von dieser Kostbarkeit übte auf den jungen Hagenbeck eine faszinierende Wirkung aus. So ließ er sich bei dem mächtigen hindostanischen Würdenträger zur Audienz melden. Sie wurde ihm gewährt, doch lange mußte er im Gästehaus auf den Ruf des Herrschers warten. Mit großer Geste wurde er am fünften Tage geduldigen Ausharrens empfangen, aber seine so heißbegehrte „Nepali“ mußte er zurücklassen: allzu hoch waren die Forderungen des steinreichen Fürsten. Bald darauf bahnte sich zwischen dem Maharadschahof von Nepal und dem Stellingener Handelshause ein reger Briefwechsel an, der auch nach längeren Auseinandersetzungen zum Erwerb von „Nepali“ führte. Im Frühjahr 1930 besuchte der 70jährige Weltreisende Kapitän Johansen, der bereits 800 Elefanten von seinen Indiensfahrten nach Stellingen lieferte, abermals das Reich am Fuße des Himalaja und brachte „Nepali“ nach Deutschland und in Hagenbecks Tierpark. 200 Soldaten schafften die 20 Zentner schwere Kiste mit ihrem nahezu 30 Zentner schweren lebenden Inhalt an die nächste Bahnstation zur Grenze.



Kein von Kugelnieten besetzter Panzerturm, sondern die hintere Ansicht des Panzernashorns „Nepali“

Einen Monat später im Stellingener Tierparadies. Die Kiste steht zum Aussetzen des Panzernashorns „Nepali“ bereit; endlich erscheint der seltsame Inhalt, ein phantastisches, massiges Geschöpf, ein Rhinoceros, dessen Körper durch eine weitgehende Hautfaltung am Schulter- und Beckengürtel in drei panzerartige Teile gegliedert ist. Dazu tragen die Schulter- und Schenkelplatten regelrechte „Nieten“, wulstige Hauterhebungen, die dem Tier ein höchst sonderbares Aussehen verleihen. Weiter fällt der eigentümliche, von starken Hautfalten gebildete „spanische Kragen“ auf; der Schwanz ist tief in die Panzerplatten der Hinterschenteleingekeilt. Über der Nase prangt ein bei dem etwa dreijährigen Tier noch nicht voll ausgebildetes Horn.

Obwohl das Panzernashorn als nahezu ausgerottet gelten muß, weiß man über seine biologischen Eigenheiten noch sehr wenig. Heute ist ihm eine letzte Freistatt am mittleren Südhang des Himalaja eingeräumt worden; der Bestand wird auf dreihundert Exemplare geschätzt. Im Osten Nepals, in Sikkim und im Westen Bhutans finden sich die letzten Reste dieses Tertiärzeitrecks.

Gegenwärtig leben in der Gefangenschaft zwei von Carl Hagenbeck eingeführte Panzernashörner in Amerika und eines als Geschenk des Maharadschas von Nepal im Regents Park zu London. Nur ein Stück beherbergt der europäischen Kontinent: „Nepali“ in Stellingen, das kostbarste und seltenste

augenblicklich im Handel stehende fremdländische Tier, dessen Wert auf fünfundsechzig- bis siebzigtausend Reichsmark zu veranschlagen ist. Das Hagenbedsche Panzernashorn in dem berühmten Tierpark wird wohl das letzte nach Europa gelangte Exemplar seiner Art sein.

Zwischen Kondelwald und Hochpochten

Erzählung von Magdalene Kind

Der Laubfall loht!

Heute abend brachte Oberförster Anzefahr die Nachricht mit nach Hause, daß im Nachbarforsthaus auf dem Kondelwald Versuch eintreffe.

„Ich traf Hegemeister Eiriksen unterwegs. Sein Bruder wird erwartet, er ist Kapitän bei der Sapag gewesen und fuhr die Südamerika-Linie. — Es freut mich für dich, wenn du wieder einmal mit jemand von drüben sprechen kannst. Deshalb habe ich Eiriksen gebeten, am Sonntag mit seinem Bruder bei uns zu essen. Ist es dir recht?“

„Ja“, sagte Frau Klara still. —

Ludwig Anzefahr stand noch nicht lange hier im Revier. Er kam aus dem Fessischen. Seine Frau stammte aus Südamerika; ihr Vater hatte den Konsulatsposten in Rio de Janeiro. Klara Anzefahr wirkte ein wenig fremdartig, wie der karge Rosengarten, den ihr Ludwig Anzefahr pflanzte. Er hatte ihn sorgfältig mit dem Windschirm einer Tannenhecke umhegt — aber die Blüten der Rosen blieben blaß und duftlos — kaum erschlossen, entblätterte sie der starke Eifelwind —

Auch jetzt gingen sie noch einmal vor Abendwerden durch den kargen Gartenstreif, der sich an der Südseite hinzog. Anzefahr meinte: „Die Rosen kümmern immer ein bißchen, trotz aller Pflege. Man meint, sie frieren —“

Fröstelnd zog Klara Anzefahr den großblumigen, schwarzgrünen Seidenfischal um die Schultern.

„Was fehlt dir?“ fragte Anzefahr besorgt. „Du bist so blaß geworden.“ Er nahm sie in den Arm, führte sie behutsam die Haustreppe hinauf.

Klara Anzefahr war von einer tiefen, verhaltenen Leidenschaftlichkeit im Wesen. —

Hegemeister Eiriksen beobachtete während des gemeinsamen Besuchs im Forsthaus Hochpochten allerlei seltsame Dinge.

Was hatte sein Bruder, daß er sich so sonderbar betrug?

Christian Eiriksen taumelte wie unter einem Schlag zurück, als Ludwig Anzefahr ihnen mit seiner Frau durch den Garten entgegenkam.

„Einen Augenblick —“, Christian Eiriksen blieb schwer atmend stehen. Er hatte bemerkt, daß Frau Klara etwas zu ihrem Mann sagte, der daraufhin den beiden Herren rasch entgegenging.

Das war kein Kennenlernen, das schien ein Wiedersehen — obwohl Frau Anzefahr den Besuch nur mit einem ruhigen Händedruck begrüßte, ein höflich erfreutes Lächeln um die Lippen.

„Meine Frau sagt eben, daß Sie ein Bekannter ihres Vaterhauses sind — so seien Sie herzlich willkommen! Ich freue mich, daß Sie der Zufall hierherführte.“ Ludwig Anzefahr reichte Christian Eiriksen die Hand.

Abends waren die beiden Brüder allein zusammen. Karl Eiriksen saß schweigend über seinen Holzlisten, füllte die Zahlenrubriken sorgfältig mit seiner klaren, flüssigen Schrift. Er sah nur hin und wieder nach seinem Bruder, ohne ein Wort zu sagen.

Christian Eiriksen ging rastlos im Zimmer auf und ab. Jetzt blieb er stehen, man konnte seinen schweren Atem hören. „Mein Leben ging in zu wilden Wogen, frei von Dämmen auf und nieder — das läßt sich nicht mehr in steinerne Mauern zwingen.“

Hegemeister Eiriksen entgegnete nichts. Er schrieb weiter.

Christian Eiriksen blieb am Fenster stehen. Er konnte den windüberseigten Höhenweg erkennen, der sich im Hochpochten fast verlor. Dort lebte Klara Spangenberg als Frau von Ludwig Anzefahr. — Er sah den Tag, wie er in Rio Vandurlaub hatte für eine Woche. Landhunger! Keiner konnte sich vorstellen, was das an Bord bedeutete, wenn man nach Wochen endlich unter Menschen kam. Dort lernte er Klara Spangenberg kennen. Ihr Vater gab ein Fest, es war ihr Geburtstag. Ihn erfasste eine Zuneigung, eine Leidenschaft für dieses Mädchen, das ohnegleichen war. — Ehe er Zeit gehabt hatte, ihr näher zu kommen, mußte er plötzlich zurück an Bord, um einen fieberkranken Kameraden abzulösen. Am selben Abend schon lief der Dampfer aus. — Noch war kein Wort zwischen ihnen gesprochen — noch ahnte Eiriksen nicht einmal, ob Klara Zuneigung für ihn empfand. Er konnte ihr nicht einmal Lebewohl sagen. Wieviel Briefe schrieb und zerriß er! — Klara lebte in seinen Gedanken, für sie hielt er sich froh. Als er das nächstmal nach Rio kam und Besuch machte, halb toll vor Sehnsucht, da hieß es — sie sei in Deutschland, um ihren Bruder zu besuchen. Nun fand er sie hier, als Frau eines anderen.

„Du hast eine Frau, zwei Kinder, ein gutes Revier, bist angesehen und beliebt. Was willst du!“ Nach einer Pause fügte er hinzu: „Draußen — da sieht alles verflucht anders aus!“

Eiriksen fragte nicht weiter. Die Zusammenhänge, die hier so verhängnisvoll werden konnten, waren ihm längst klar. Es sprach manches mit, was man nicht übersehen oder unterschätzen durfte. Frau Anzefahrs Vater war Konsul in Rio de Janeiro gewesen. In dem gastfreien Haus ihrer Eltern verkehrten die Kapitäne der großen Passagier- und Handelsdampfer. Er erinnerte sich, daß Anzefahr einmal im Gespräch erzählte, er habe seine Frau in Guttels kennengelernt, einer Domäne bei Rotenburg an der Fulda. Anzefahrs Revier grenzte an die Domäne. Spangenberg und Anzefahr waren Schulfreunde vom Hersfelder Gymnasium her.

Ludwig Anzefahr war ausgeglichen und offen in seinem Wesen. Er besaß einen feingeschnittenen hessischen Bauernkopf, dunkelhaarig mit blauen Augen.

„Dieser Besuch bedeutet ein unglückliches Zusammentreffen“, sprach Karl Eiriksen unwillkürlich, „man kann da nicht viel pro oder contra sagen, das mußt du mit dir selbst ausmachen.“ — —

Zwischen Ronderwald und Hochpochten lief der Höhenweg — kreuzte die Schlucht, über die der Quaderbogen einer römischen Wasserleitung als schmale Brücke führte. Es war ein berühmtes Wildbiebrevier. Daran dachte Christian Eiriksen heute, in dieser wilden, verzweifelten Stunde des Alleinseins.

Da hörte er seinen Bruder auf der Treppe. Er warf das Fenster mit einem harten Griff zu. Ein verzweifelter Stöhnen preßte sich ihm aus der Brust. Christian versuchte, dem Eintretenden heiter entgegenzugehen — aber Karl Eiriksen schien seine blutroten Gedanken zu empfinden.

Zwischen den Fenstern hing ein alter Kupferstich mit einem Spruch darunter:

„Das ist des Jägers Ehrenschild,
Daß er getreulich hegt sein Wild.
Weidmännlich jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.“

Hegemeister Eiriksen zeigte seinem Bruder die letzte Zeile. „Lies das einmal“, dann ging er hinaus, ohne viel Worte zu machen, das war nicht seine Art. Noch vor ein paar Tagen sagte er, wie sein Bruder sich eine Flinte ausbat, kurz: „Nein!“

Später merkte Christian, daß Eiriksen den Schlüssel vom Gewehrschrank abgezogen hatte. — Er wollte Christian vor sich selber bewahren.

Als der Hegemeister nach einer Weile wieder ins Zimmer kam, erinnerte er den Bruder an einen Morgen vor Jahren — dieser Morgen war schuld, daß Christian später zur See fuhr.

„Also, dann weißt du wohl Bescheid. Damals ging es um das Mädchen aus Tingleff und ist noch gut ausgegangen — aber heute, das ist dem anderen seine Frau — so etwas heißt Gott versuchen. Noch eins! Hier draußen kann man nicht aneinander vorbeigehen, hier führt jeder Weg zueinander. Wahre dich!“

„Du hast recht, Karl. Es ist wie an Bord, man kann einander nicht ausweichen, und so muß das Unglück geschehen.“

Verflucht! Sein Bruder hatte recht, sagte sich Christian Eiriksen. Aber bald wurde das Blut wieder Herr über ihn.

Die Luft ist laut vom Windbrausen und dem Donnern des Wildbachs in der Schlucht.

Wie Anzefahr den steilen Pfad hinauffstieg zur alten Römerbrücke, die sich mit einem einzigen Quaderbogen über die Schlucht warf, löste sich ein Schatten aus dem Walddunkel.

Es war Christian Eiriksen.

Das sah fast aus, als habe er hier auf ihn gewartet. Anzefahr bemerkte sein sonderbares Lächeln —

Der Weg ist so schmal, daß zwei kaum aneinander vorbeikönnen.

Eiriksen stand auf der Brücke und sah Anzefahr entgegen mit halbgeschlossenen Augen, deren Blick Anzefahr nicht gefiel.

Der Abend im Wald kennt keine Zeugen — unwillkürlich faßte Anzefahr nach dem Glintrienem.

Da vertiefte sich das sonderbare Lächeln des anderen.

„Die Brücke ist zu schmal für zwei!“

Das Lächeln erlosch in einem Ausdruck von Haß, mit dem Eiriksen in die Leere sah — als sähe er eine ebensolche Stunde irgendwann in der Vergangenheit.

So standen die beiden Männer, ohne ein Wort zu sprechen, einander gegenüber. Besinnungsloser Haß flammte Anzefahr aus den Augen des anderen entgegen.

Dann reichte ihm Christian Eiriksen die Hand. „Guten Tag, Herr Oberförster“, er stand nun so dicht vor ihm, daß Anzefahr jeden seiner Atemzüge fühlte und die ungeheure Stärke dieser Hand, die seine eigene umfaßt hielt. Er wäre nicht einmal imstande, im Notfall die Waffe zu benützen. —

Stille war um die beiden Männer, eine furchtbare, lauernde Stille —

„Ja“, sprach Eiriksen, wie aus einer Betäubung erwachend, „mein Bruder hat recht. Es ist wie an Bord, man kann einander nicht ausweichen —, und Sie sind dahier im Recht. Auf Wiedersehen, Herr Oberförster.“ Eiriksen ließ seine Hand los und ging mit rasch ausgreifenden Schritten den Höhenweg zurück.

Anzefahr sah ihm noch lange nach. Was war das eben? Was sollte das bedeuten? — Das war doch sonderbar —

Weithin dehnt sich der Hochpochten. Eisellaub im Blut- und Fieberrauch des Herbstlaubbrandes! Eiskalte Nebelmorgen. Weißblauer Mittagshimmel und braufender Wind. Oktober — die Hirsche schreien! Blut- und Fieberrauch auch bei den Menschen.

Von der glühenden Sonne, dem scharfen Ostwind brachte Frau Klara eine Lungenentzündung mit nach Hause. Sie sagte nicht viel, quälte sich so hin — noch ein, zwei Tage. Ihr müdes Lächeln versuchte den Mann zu trösten, dessen angstvoll blickende Augen sie heute Morgen doch besorgt ansehen — dann sank sie zusammen, ehe Anzefahr sie halten konnte.

Klara Anzefahr wehrte sich nicht gegen die tödliche, hierzulande so gefürchtete Krankheit. Sie befolgte, was der ewig abgehekte Landarzt ihr verordnete, aber es wurde nicht besser.

„Ihrer Frau fehlt der Lebenswille“ sagte Dr. Antoni im Fortgehen zu Anzefahr, „wer hätte das bei einer jungen, glücklichen Frau vermutet? — Vielleicht hat sie auch Heimweh —“ meinte er, wie er den erschrockenen Blick des Mannes sah.

„Da stimmt etwas nicht“ — sprach Dr. Antoni vor sich hin, als er den Motor anließ, „diese Frau ist von zu weit her, auf die Dauer tut das nicht gut.“ Dann fuhr er achtsam die steilen, jäh in den Berg schneidenden Kehren nach dem Martental hinunter, fluchte über die miserable Landstraße, die vom letzten Winter her durch das schwere Postauto völlig zerfahren war.

Anzefahr nahm wieder am Bett Platz. „Hast du einen Wunsch?“ fragte er.

„Nein, danke —“ Dann stieg das Fieber wieder. Flammen flackerten in Klaras Augen, trübten ihren klaren Blick — sie begann zu sprechen — abgerissene Sätze, sehnstichtige Worte, und immer wieder sprach sie den Namen jenes anderen Mannes aus — der drüben im Ronderwald zu Besuch war —, leise, ganz leise nannte sie den Namen Christian Eiriksen — kein Wort dabei, nur ein verlorenes, unsagbar sehnstuchsvolles Lächeln, das nicht von Erinnerung sprach, das Sehnsucht war. —

Ludwig Anzefahr fühlte seinen rasenden Herzschlag, wie er zum erstenmal diesen Namen hörte, und jene sonderbare Begegnung im Wald begriff er, das rätselhafte Benehmen Christian Eiriksens.

Wenn Klara zu sich kam, das Fieber nachließ und der Blick in ihre Augen zurückkehrte, dann ahnte sie nicht, daß sie in der Bewußtlosigkeit des Fiebers Dinge sprach, die Ludwig Anzefahr so

Die gesprächigste Stadt der Welt

Von Louise Diel

weh tun — aber ihr Mann schweigt, er zeigt es ihr nicht, er lächelt sogar heiter —, aber deshalb lehnt er auch jede fremde Hilfe ab. Nur die taube Greta läßt er in das Krankenzimmer, sie hat eine linde Hand und weiß zu pflegen — sie kann nicht hören, was die Fiebernde spricht. —

Manchmal steht Anzefahr draußen bei den Rosen. Die Qual seines Leides ist so groß, der Schmerz so ungeheuer, daß er nicht weinen kann. Er tut im Dienst das Nötigste, wie im Schlaf, wie in einer schweren Betäubung geht er umher. Sibt dann wieder am Bett seiner Frau, die seine Hand nicht losläßt.

„Fürchtest du dich?“ fragt er einmal.

Da lächelt sie — „Nicht wenn du da bist“ —

Die Wälder verlodern in Scharlach, in Purpur. Der Sonnenschein ist so grell, der Wind so eifig. Im Morgennebel schreien die Girsche, Gegner bis auf den Tod. Dieser Kampf draußen in der Natur — der Todesbrand der Laubwälder, der Liebeskampf im Wald spricht selbst am stark zu Ludwig Anzefahr. —

Dann sprach er einmal mit dem Arzt.

„Ja“, sagte Dr. Antoni, „vielleicht hilft das —“

Anzefahr hatte Christian Eiriksen gerufen. Er war selbst den weiten Weg gegangen.

„Klara ruft im Fieber Ihren Namen. Der Arzt meint, es ist besser so, wenn Sie einmal kommen.“

Christian Eiriksen stand gegen den Tisch gelehnt, sah den anderen an, der ihn zu seiner Frau rief. Sein Blick wurde immer durchdringender — aber die ruhigen, leidvoll blickenden Augen Anzefahrs veränderten ihren Ausdruck nicht. Eiriksen sagte: „Ja!“

Die beiden Männer sprachen kein Wort den ganzen langen Weg. Still gingen sie nebeneinander. Den steilen Felsenpfad hinauf, über den Quaderbogen der Römerbrücke schritt Eiriksen nach einem ganz leisen Zögern voraus —

„Nicht wahr, sie wird nicht — sterben?“ fragte Eiriksen einmal. Der Ton seiner Frage war so angstvoll.

„Die Gefahr geht vielleicht vorüber, wenn Sie dagewesen sind.“

Den Ausgang der kommenden Stunden konnte niemand voraussehen. Daß — nein, Anzefahr haßte den anderen nicht. Damals — da kannten Klara und er sich noch nicht.

Einen Augenblick stehen die zwei Männer zu beiden Seiten der geöffneten Tür, ehe sie eintreten — langsam lösen sich ihre Blicke voneinander und gleiten hinüber nach dem Bett im halbdunklen Zimmer der fieberkranken Kranken. —

„So, Klara — da ist Christian Eiriksen“, dann ließ Anzefahr ihn allein mit Klara.

Es dauerte lange, bis Eiriksen aus dem Krankenzimmer kam.

Anzefahr saß unterdessen in der Kanzlei und schrieb. Er sah auf, wie nun der andere leise eintrat, behutsam die Tür hinter sich schloß und sagte: „Sie schläft jetzt.“

„Das ist gut — Gott sei Dank!“ sagte Anzefahr unwillkürlich. Es mochte länger als eine Woche her sein, daß seine Frau nicht mehr geschlafen hatte, außer dem kurzen, unruhigen Fieberschlummer. Fast dankbar sah er Eiriksen an.

Das Vertrauen Anzefahrs in dieser Stunde veränderte Christian Eiriksen seine gewalttätigen Gedanken, es ließ ihn auch ein paar farge Worte sprechen: „Ein Fahrensmann gehört auf See, zu lange an Land sein, das taugt nichts. Man kommt auf dumme Gedanken“, er reichte Anzefahr die Hand, „ich danke Ihnen, daß Sie mich gerufen haben. Nun ist wohl alles gut.“

Ludwig Anzefahr fühlte den festen Druck dieser zuverlässigen Hand und empfand eine stillschweigende Freundschaft, die ihn sich mit diesem Mann verbunden fühlen ließ im tiefen Empfinden für die Frau, die jener ihm durch die dunkle Stunde geführt hatte.

Draußen stand die taube Greta auf der Freitreppe. Sie reichte Eiriksen beim Fortgehen die Hand und nickte ihm zu.

Um das Abendwerden wachte Klara Anzefahr auf, fieberfrei, wenn auch noch matt.

„Du sollst nicht sprechen“, mahnte Anzefahr, „es strengt dich an.“

Aber in ihrem Blick lag eine Frage, bittend und angstvoll. —

„Sieh, Frau — es gibt Dinge, darüber sind wir nicht Herr, und niemand hat schuld. Nun ist die Krankheit überwunden, du wirst genesen.“

Klara Anzefahr schloß lächelnd die Augen unter seinen Händen. Überraschend schnell schritt die Genesung vorwärts.

„Es ist, als sei ein Wunder geschehen“, sprach Dr. Antoni heute beim Fortgehen zu Anzefahr.

Der lächelte bei diesen Worten ein wenig . . .

Statistiken bringen bekanntlich alles an den Tag, vollends die amerikanischen. Sie belauschen sogar die Telefongespräche und zählen die Apparate. Die Gesprächigkeit der Welt wird in Zahlenkolonnen aufgereiht, und dann kommt es heraus: New York ist die gesprächigste Stadt der Welt!

Aber was dem New-Yorker Notwendigkeit, ist dem Amerikaner rund im Lande Bedürfnis. Ein kleiner Speech, ein bißchen am Draht hängen! Vor allen die Frauen finden kein Ende. Dann schimpfen die Männer, wenn das Besetztzeichen ihnen stundenlang die eigene Wohnung absperret. Je weiter eben die Entfernungen, je größer Stadt und Land, je enger verbindet der laufende und horchende Draht. Kein Wunder, daß 1931 auf 100 Yankees 164 Fernsprechapparate kommen. Keine Stadt der Welt kann da mit. Von Paris ganz zusehigen. Es sei vertraulich verraten, daß die eine Stadt New York mehr Apparate besitzt als ganz Frankreich! Die Geschichte klappt aber auch da drüben. Es ist ein wahre Freude, an der Strippe zu hängen.

Daß die Engländer nicht sehr gesprächslustig sind, ist keine Neuigkeit. So ist verständlich, daß New York über beinahe ebensoviel Fernsprecher verfügt wie das ganze britische Weltreich. Staunen wir aber nicht, daß sogar Deutschland mit seiner umlagerten und regsamten Metropole es ebenfalls knapp mit der einen riesigen Hafenstadt da drüben aufnehmen kann?

Amerika redet uns alle über den Haufen, befinden sich doch von den 35 336 467 Telefonen der Welt über 20 Millionen drüben. Und daß keines einrostet, können wir sicher sein!

Selbstverständlich läßt New Yorks Ruhm Chicago nicht stummer bleiben. Diese Wolkenkratzerstadt nimmt es an Redetätigkeit mit ganz Spanien, Italien und Rußland zusammen auf. Was für Begriffe sollen wir uns nur davon machen!

Im einzelnen ist die Sache viel übersichtlicher. Es heißt also: In Deutschland kamen auf hundert Einwohner nur 5 Telephone, in England nur 4,3 und in Frankreich sogar nur 2,8 Apparate.

Soll man die Tatsache, daß in diesen drei Ländern — im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten und zu Kanada, das mit 14 vom Hundert an zweiter Stelle steht — das Telefonwesen in Händen der Regierung liegt, mit den für heutige Zeiten dürftigen Zahlen der Telephonteilnehmer in Bezug bringen? Wer den geschickten und psychologischen Propagandawerbefeldzug verfolgt, muß allerdings zugeben —

Wie wenig ist man bei uns geneigt, dem Teilnehmer und der Zeitentwicklung entgegenzukommen. Wer in seinem Wochenendhaus aus Berufsgründen ein Telefon braucht (er muß sich fast entschuldigen, daß er es überhaupt zu haben wünscht), muß jeden Sommer wieder die volle Neuanlagegebühr zahlen, selbst wenn die ganze Anlage im Winter verblieb und nur der Apparat als solcher entfernt wurde. Er kommt nicht damit durch, nur den Arbeitsstundenlohn für die neue Apparatbeschaffung zu zahlen — es sei denn, daß er sich dazu entschließt, den ganzen Winter über die üblichen Normalgebühren zu zahlen, neben denen der Dauerwohnung. Wo bleibt der Dienst am Telefonkunden und der Ausgabenabbau, der mit dem Einkommenabbau nur in bescheidenem Maße Schritt hält?

Unsere Gespräche ruhen also in der Regierung Schoß. Wenn wir zahlen, dürfen wir reden, die anderen aber haben den Mund zu halten. Jedes Gutentagsagen kostet seinen Groschen, kinderreiche Familien haben keinen Rabatt und Geschäftsunternehmungen schon gar nicht.

Im vergangenen Jahre wurden insgesamt 875 728 Telephone eingerichtet. Eine stattliche Zahl, die für Amerikas unverwundlichen Unternehmungsgeist spricht. Denn daß Deutschland nur mit einem bescheidenen Prozentsatz daran beteiligt ist, darf außer Zweifel stehen. Bei diesen Sätzen, die einem das Wort im Munde stecken lassen!

Suppeneinlagen

1. Gefüllte Fleischtaschen

Man rollt Nudelteig fingerdick aus und schneidet ihn in kleine viereckige Stücke. In diese legt man dann Klößchen von gehacktem oder geschabtem Fleisch, auch von fein gehackten, gekochten Rindfleischresten. Die Ecken klappt man zusammen und kocht die Fleischtaschen in der Suppe.

2. Käsekrapfen

Man macht aus zwei Eiern Eierkuchenteig, den man mit $\frac{1}{4}$ Pfund geriebenem Parmesankäse gut verrührt. Ist der Teig glatt, dann füllt man ihn in den Spritzbeutel und bäckt in sehr heißem Fett kleine Krapfen.

3. Hirnpastetchen

Zwei Löffel schaumig gerührte Butter durchknetet man mit Milch, etwas Zitronensaft und soviel Mehl, daß sich ein Teig ausrollen läßt. Zwei sorgfältig gewaschene Kalbshirne überbrüht man mit Salzwasser und läßt sie abtropfen; dann schmort man sie in einem kleinen Löffel Butter, Sahne, etwas geriebener Zwiebel, wenig Salz und Pfeffer. Den Teig belegt man mit der erkalteten Gehirnmasse, klappt ihn zusammen und sticht ihn mit einem Glas aus, nachdem man seine Enden gut zusammengebogen hat. Mit Ei bestrichen bäckt man die Pastetchen bei mäßiger Ofenhitze hellgelb.

Zu Reispastetchen

wird der Teig wie bei Hirnpastete vorbereitet. Ein Viertelpfund Reis läßt man in Wasser, Salz und Butter aufquellen, den Teig schneidet man in Vierecke, in deren Mitte man je ein Reisklößchen legt. Dann drückt man Teigstücke zusammen, bestreicht sie mit Ei und bäckt sie ebenfalls bei mäßiger Ofenhitze hellgelb.

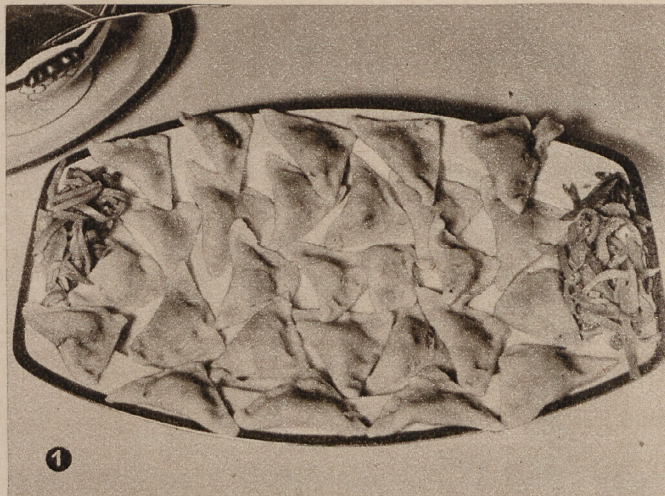
4. Leberreis

Fein geschabte Kalbsleber wird mit fein gewiegter Zwiebel, zwei Eiern, einer in Milch erweichten Semmel und einem Löffel Mehl zu einem Teig verrührt. Durch ein Reibeisen drückt man mit einem Kochlöffel den Teig in die siedende Suppe und streift das Reibeisen nach jedesmaligem Durchdrücken unten mit einem Messer ab.

5. Gebackene Einlage

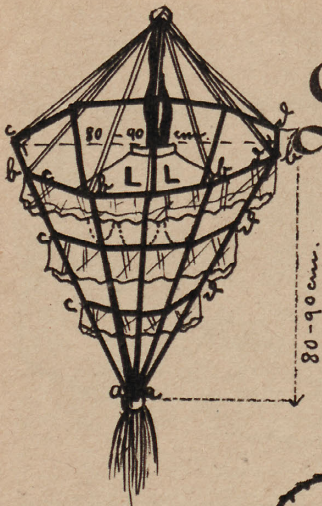
Die Suppe kocht man von $\frac{1}{2}$ Pfund Knochen, Suppengrün, einem Stückchen Leber. Durch ein wenig Schwitzmehl wird sie ausgiebiger. — Drei Löffel Mehl werden mit kaltem Wasser oder Milch, zwei Eiern, etwas Salz verquirlt, alles gut durchgerührt, damit es einen flüssigen Teig gibt. Aus diesem formt man kleine Eierkuchen und bäckt sie in heißem Fett. Dann läßt man sie erkalten, rollt sie übereinander und schneidet sie in schmale Streifen, die man kurz vor dem Anrichten in der Suppe heiß werden läßt (sie dürfen nicht kochen!).

Aufnahmen: Jenny Schneider

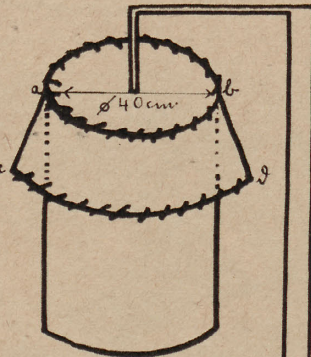


Lampen zum Selbstbasteln

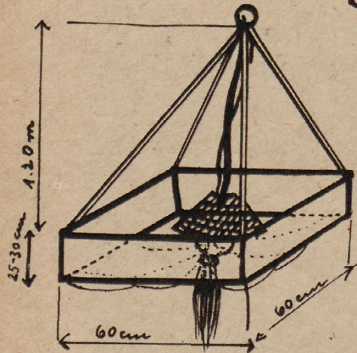
Anleitung und Entwürfe
von Irmgard Straub



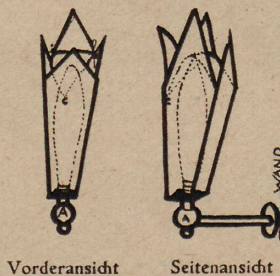
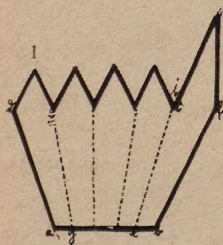
Modell 1: Deckenbeleuchtung im Damenschlafzimmer mit verdecktem Lichtkörper



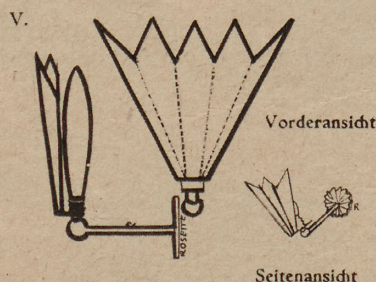
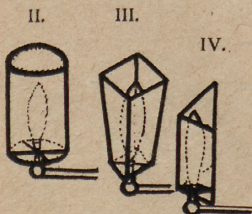
Einfache Stehlampe I m. Pergamentschirm. Die Kanten a-b, c-d sind mit schmalen Lederriemen zusammengehalten



Modell 2: Quadratische Deckenbeleuchtung des Herrenschlafzimmers. Der Batist wird an der Unterseite flach zusammengezogen



Vorderansicht Seitenansicht



Vorderansicht

Seitenansicht

Verschiedene Modelle für Bettlämpchen

Gewiß sind die heute so üblichen Glasbeleuchtungskörper in Kugel-Schalenform, Wandarme usw. sehr zweckmäßig. Sie haben ihr Gutes, wenn man sich im klaren ist, in welchen Räumen sie angebracht werden sollen. Der Dämpfe wegen und des durch die starken Luftbewegungen verursachten Staubtransportes soll man die glatten, leicht zu reinigenden Beleuchtungskörper in den Arbeitsräumen verwenden (Küche, Bad, Gang, Treppe usw.). Hier empfiehlt es sich, billige Massenware zu bevorzugen. Kaufhäuser und Installationsgeschäfte haben darin die reichste Auswahl, da sie der Masse und Konkurrenz wegen sehr billig sind. Preise zwischen 3,— und 12,— RM. Wohnräume jedoch sollte man im Interesse der Gemütlichkeit niemals mit reinen, zweckmäßigen Beleuchtungskörpern der eben erwähnten Art versehen. Hier ist dem künstlerischen Schaffen großer Spielraum gelassen, je nach persönlichem Geschmack und Neigung. Einige kleine Anregungen sollen hier angeführt werden.

Fangen wir gleich mit dem Intimsten, dem Schlafzimmer, an! Die Deckenbeleuchtung soll hell und warm wirken durch Zuziehen des Schirmes mit getöntem Tüll. Absolut rotes Licht ist geschmacklos und zweckwidrig, da das Deckenlicht in erster Linie zur Beleuchtung des Zimmers dient und nicht zur Stimmungsmache. Zwei Modelle je nach den Möbeln des Zimmers seien hier angeführt.

Modell 1: Damenzimmer. Drahtgestell rund oder eckig (Tütenform), meist vorrätig zu kaufen (ca. 5 RM). Umwickeln der Drahtform mit bandförmigen Glasbatistresten oder Band. Fest wickeln! Überziehen mit Glasbatist, Stoff möglichst schräg nehmen in der Richtung a bis b; möglichst wenig zerschneiden und unvermeidliche Nähte so gut wie möglich an den Kanten a bis b abnähen, damit sie unsichtbar sind. Linien c bis d mit passenden Spitzen besetzen (eventuell Volants oder Rüschen). Überziehen der Draht- und Glasbatistform mit dünnster farbiger Lampenschirmseide (Libertiseide). Eventuell Kanten a bis b mit schmaler Kordel besetzen zum Verdecken der Nähte. Aufhängen des fertigen Schirmes an Kordeln nach Zeichnung.

Modell 2: Herrenzimmer. Drahtgestell wie Modell 1 überziehen. Den Stoff unten zuziehen und mit einer Quaste verzieren. Kosten beider Modelle belaufen sich ziemlich gleich hoch. Gestell 3 bis 4 RM; Glasbatist 1,20 RM; Seide ca. 1,50 bis 2,50 RM. Kleinigkeiten 3 bis 4 RM.

Für intime Beleuchtung des Schlafzimmers dienen die Bettlämpchen, Toilettenlämpchen, eventuell die Spiegelbeleuchtung. Einige kleine Anregungen zum Selbstbasteln solcher Birnenverkleidungen seien hier angeführt. Als Material eignet sich am besten Pergament, auf das man die Umrisse im richtigen Größenverhältnis aufzeichnet.

Modell I: Kontur a-b-f-c-d-a ausschneiden. Punktierte Linien falzen. Kontur a-b mit festem Draht mittels Lederstreifen oder fester Kordel einfassen. Das schräge e-c-f-b in Fläche a-d-h-g stecken, an deren innere Wand kleben. Kleines Dreieck i-f-c oberhalb der Birne lose einbiegen; die anderen vier Spitzen kann man nach außen biegen. Hohle Messingkugel A ist käuflich (1 RM). Zeichnungen II, III, IV, V sind andere Formen dieser Ausführung.

Die einfarbigen Flächen des fertigen Gestells kann man, wenn man will, beleben durch Aufkleben von ausgeschnittenen Motiven eines etwas transparenten, gemusterten Stoffes, durch Silhouetten aus dünnem Papier, oder man malt kleine Vögel oder andere Andeutungen auf das Pergament. Japanische Bildvorlagen geben dazu die beste Anregung. Aber nie vergessen, daß das Licht noch durchschimmern will!

Modell V zeigt eine einfachere Birnenverzierung. Punktierte Linien von Zeichnung V eventuell ganz leicht falzen. Messingrosette R in Eisenwarengeschäften für 20 bis 30 Pfp käuflich. Bei allen Verkleidungen sollte man nur Kerzenbirnen verwenden.

Und nun zum Wohnzimmer! Vor allen Dingen lehnen wir Lüster und andere feudal wirkende Prunkbeleuchtungskörper ab,

Warme Kinderkleidung



Mantel (links) mit neuartiger Pelerine und dunklem Pelzbesatz. Sportlicher Mantel (rechts) mit breitem Revers u. Aufschlägen

Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff

Rechts: Hellgrünes Strickkleid in Hängertform mit Handstickerei u. vor- u. rückwärtiger Faltengruppe

Praktisches waschbares Kleid aus leichtem Wollstoff mit tiefangesetzter Passe

Modelle:
Emma Bette, Bud & Lachmann

Mitte: Blau-weiß kariertter Mantel mit großer Pelerine und apartem Ärmel

Rechts: Dunkelblaues Wollkleid mit tiefangesetzter Passe und Smokstickerei





Weißt Du, da gibt es keinen Zweifel:

Weder „Luxus- und Wunder-Cremes“, noch „Nachahmungen“ können

NIVEA-CREME

ersetzen. Denn es gibt auf der ganzen Welt keine andere Hautcreme, die das hautpflegende Euzerit enthält, und darauf beruht ihre überraschend wohltuende Wirkung. Das ist das ganze Geheimnis, und es kostet nur wenige Pfennige! / Preise: RM 0.15—1.00

Also: Nur Nivea-Creme nehmen, nichts anderes!



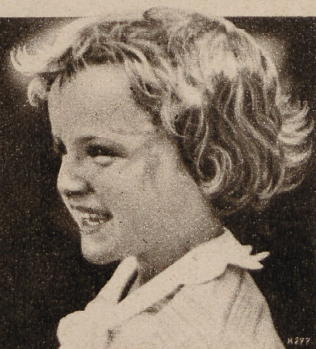
Zur Körper-Massage **NIVEA-OL**, vor allem auch nach jedem Bade

Jawohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Geeignete Bewerber nicht über 40 Jahre...



wie oft liest man das in der Zeitung! Ist denn ein Fünfziger weniger tüchtig? Es ist auch nicht das Alter, man will eben bewegliche Leute um sich haben. Und was macht alt und trägt? Immer wieder das Fett! Darum täglich **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee**. Das räumt überflüssige Fettablagerungen fort u. bewahrt jugendl. Schlankheit, Spannkraft, u. Leistungsfähigkeit. Packg. M. 1.80, Kurp. M. 9.—, extrastark: M. 2.25 und M. 11.25. In allen Apotheken und Drogerien.

**Dr. ERNST RICHTER'S
FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE**

„hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Güllstraße 7

KUNST-AUSSTELLUNG Scherl-Haus

Oktober 1932

Erich Kips

Studien von einer Weltreise

Besichtigung erbeten / Eintritt frei
Eingang: Große Lesehalle

Verkauf von Kunstblättern
Größte Auswahl moderner Bilder für jeden Raum
Geschmackvolle Rahmungen

Biocitin

verordnet der erfahrene Arzt

zur Kräftigung und Auffrischung geschwächter und abgepannter Nerven mit vorzüglichem Erfolg, denn Biocitin enthält 10 % physiologisch reines Lecithin, hergestellt nach dem Verfahren von Prof. Dr. Habermann. Aber nicht bloß die Nerven, sondern der ganze menschliche Körper wird durch Biocitin gekräftigt, weil dieses neben seinem hohen Gehalt an Lecithin auch noch andere wertvolle Nährstoffe in konzentrierter Form enthält, die Blut und Muskeln neu bilden und den ganzen Organismus kräftigen.

Reinheit und Qualität seines hohen Lecithin-Gehalts

und eine im Verhältnis dazu unerreichte Wohlfeltheit verleihen dem Biocitin unter den Lecithin-Präparaten unbestritten den ersten Rang. Im Verein mit dem Lecithin bewirken die im Biocitin enthaltenen konzentrierten Nährstoffe eine schnelle Aufbesserung des Ernährungs- und Kräftezustandes bei Genesenden nach schwerer Krankheit, bei geistigen und körperlichen Ermüdungszuständen, gleichviel durch welche Umstände sie hervorgerufen sein mögen. Vor allem aber ist es das große Heer der Nervösen, denen das Biocitin

Kräftigung und Auffrischung

des gesamten Nervensystems bringt. In Pulverform von 3.20 M. an, in Tablettenform zu 1.70 M. u. 3.20 M. in Apotheken und Drogenhandlungen erhältlich. Ein Geschmacksmuster nebst Broschüre über „Erfolgreiche Nervenpflege“ sendet auf Wunsch kostenlos die Biocitinfabrik, Berlin SW 29/G.

Schütze,
nähre und pflege
die Haut
mit
Eukutol!

Für den Tag und bei
normaler, wenig be-
anspruchter Haut:

Eukutol 3

die nicht fettende
Hormon - Schönheitscreme,
hauchdünn auftragen und
sorgfältig verreiben. Halbe
Tube RM. 0.45, ganze Tube
RM. 0.90, elegante Glasdose
RM. 2.15.

Für die Nacht und als
Tagescreme bei trok-
kener, spröder Haut:

Eukutol 6

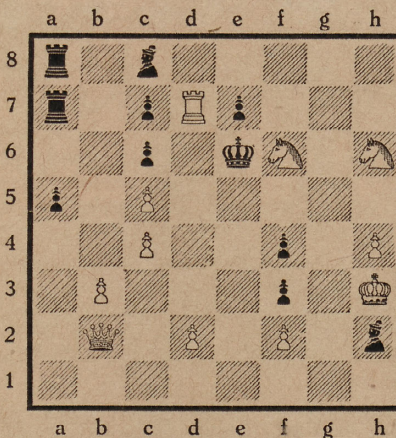
die fetthaltige
Schutz-, Nähr- und Heilcreme,
reichlich auf die gut getrock-
nete Haut auftragen. Große
Dose RM. 0.60, kleinere
Dose RM. 0.30.

Denken Sie beim Einkauf auch an **Trilysin!**

Das königliche Spiel

Nachdruck verboten

Geleitet von F. Sämisch



Nr. 457, Aufgabe Nr. 190
E. Pfeiniv (Chocholous-
Memorial).

Weiß: Kh3, Db2, Td7,
Sf6, Sh6, Bb3, e4, e5,
d2, f2, h4 (11).

Schwarz: Ke6, Ta7,
Ta8, Le8, Lh2, Ba5, e6,
e7, e7, f3, f4 (11).

Matt in drei Zügen.

Lösung folgt in der
nächsten Nummer.

Lösung der Aufgabe Nr. 189 von J. Koers

Weiß: Kh2, Db1, Tb6, Th3, La5, Sa8, Bb2, f6 (8). Schwarz: Ke6,
Lb3, Sa1, Ba6, b5, d4, d5, e4, f7, g5 (10). Matt in drei Zügen.

1. Db1-d3! Verhindert d4-d3 und droht Th3-h8 nebst Th8-e8+.
1. . . . g5-g4 2. Dd3-e4+! Ke5-e4 3. Tb6-e6+, oder Lb3-e4 3. b2-b4+,
oder b5-e4 3. La5-b4+, oder d5-e4 3. Th3-h5+. — 1. . . . e4-d3

Für Rätselreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“
Einzelnnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen,
Postanstalten, den Verlag Eherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

oder e4-e3 2. Th3-h8 nebst 3. Th8-e8+, 1. . . . Sa1-e2 2. Dd3-b1
nfw. (Th3-h8? Se2-b4!). Eine Aufgabe mit Pfeffer und Salz! Das
Damenopfer auf e4 wirkt verblüffend.

Lösung der Partiestellung Nr. 57

Weiß (Epochenf): Ke3, Ta6, Td1, Sf4, Be2, c3, f2, g4, h4 (9).
Schwarz (Promadfa): Ke5, Tes, Tf7, Ld5, Bb5, e6, e4, f6, g6, h7 (10).
Matt in drei Zügen.

1. Td1-d5+! e6-d5 2. Sf4-d3+! e4-d3 3. f2-f4+. Eine heitere
Angelegenheit!



Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltbesitzer und Leiter.
Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten
und durch Scherls Reisebüro, Berlin SW 19, Krausenstraße 38/39



Augenheilanstalt
Dr. Gutsch, Berlin-Pankow
Fernruf D 8 Pankow 3324
Gr. Park / Fl. Wass. in all. Zim.
Tagespr. Mk. 6,50 an / Prospekt

Waldsanatorium „Schwarzeck“
in Bad Blankenburg - Thüringerwald
für innere und nervöse Erkrankungen
Besondere Abteilung für Rohkost und veget. Diät

Bühlerhöhe 800 m ü. d. M. im Schwarzwald
— Chefarzt Dr. Stroomann. —
KURHAUS: Dr. G. Stroomann und Dr. Graubner
SANATORIUM: Dr. Herm. Weiß u. Dr. Graubner f. innere
u. Nervenkrankte, Erholungsbedürft. (Abtlg. f. Zuckerkr.).

COPPENBRÜGGE
am Ithgeb. / 440 m bei Hameln
Sanatorium Dr. Netter
Erholungsbed. ohne Kur von Mark 5.50, mit Kur
von Mark 6.50 an. Prospekte.

SANATORIUM HOHENWALDAU
DEGERLOCH STUTTGART • Physikal. - diätet. - hormon. - Heilverfahren
Ärztl. Leiter: Dr. med. KATZ.

Dr. Lahmann's Sanatorium



„Weißer Hirsch“ - Dresden
Physikalisch-diätetische
Heilanstalt auf streng
klinischer Grundlage.
Prosp. kostenlos. (Neuer Golfpl.)

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium
Dresden - Loschwitz
Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Dresden - Weißer Hirsch,
Dr. Teufel's Sanatorium für Nerven- u.
innere Kranke.

Solbad Kösen
Haus Herfa
Kindererholungsh. Dr. Klemm, Kinderarzt

Bad Mergentheim Dr. Bofingers Diätkuranstalt
am Frauenberg für Magen-,
Darm- u. Stoffwechselkrankte, besonders Zuckerkrankte.
Alle Bequemlichkeit

Kuranstalt Parkhof i. Rinteln a. d. W. (best. s. 1895)
Für Nerv- u. Gemütskranke.
Entziehungs- u. Malariaikuren. 2 Aerzte. Maß. Preise.
(Pauschalkur: 200 RM p. M.) Prosp. a. Anfr. Tel. Rint. 54.

Sanatorium Bad Reiboldsgrün i. Vogtl.
Heilanstalt für Lungenkranke

Abtlg. Kurhaus für höhere Ansprüche. Abtlg.
Waldhaus für den Mittelstand. Behandlung nach
modernen Grundsätzen.
Leitender Arzt: **Dr. W. Lindig.**
Prospekte frei durch die Verwaltung

San.-Rat Dr.
Jaspersen's

Sanatorium Schellhorner Berg

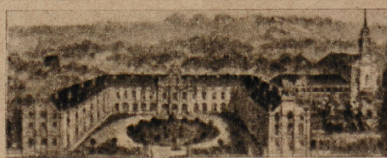
b. Preetz (Ostholstein. D-Zugs-Station
Kiel-Lübeck). Offene Villen für Nerven-
krankte und Erholungsbedürftige. Sonder-
abteilungen für gemütskranke Damen.
Prospekt auf Wunsch. / Zeitgemäße Preise

Stuttgart-Hohenwaldau Sanatorium Dr. Reinert.
Herz, Nerven, Asthma, Rheuma. Zeitgemäße Preise.

Todtmoos (Schwarzw. 850 m) ärztl. gel. **Kurhaus Adler**
Jahresbetr. f. l. Lungenkr. Zimm., fl. Wass., Liegebalk., Park

Hofrat Friedrich von Hessian'sche
Orthopädische Heilanstalt

Georg Hessian, Generaldirektor,
Dr. med. Gg. Hessian, Facharzt für Chirurgie.



Augsburg-Göggingen,

Fernsprecher Nr. 33220 und 33244.

Drahtnachricht: Hessian Göggingenbayern.

Behandlung sämtlicher Deformitäten des Knochensystems
und Bewegungsapparates mittels unserer an Vollkommenheit
von keiner Seite erreichten Schienenhüllen- und Korsett-Therapie
Prospekt D.